UNIVERSITÄT
BERN

ZEITSCHRIFT
DES INTERDISZIPLINÄREN ZENTRUMS
FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG IZFG

Herbst 2020 #36

genderstudies

EDITORIAL

Ring frei! 1

SCHWERPUNKT: SPORT UND GESCHLECHT

Muskeln und Grazie im Zweikampf 2
Gendered Nationalism 5
Inter und trans Athletinnen* im Wettkampfsport 8
"Sport is the backbone of who I am": Interview with Betelihem Brehanu Alemu 11
Role Models as Agents of Change in Artistic Gymnastics 12

AUS DEM IZFG

Kurzbericht Ringvorlesung "Sport und Geschlecht" 15
Durch Spargruppen die Lebensgrundlage von Tagelöhner*innen nachhaltig stärken 16
Ausstellung "Frauen ins Bundeshaus! 50 Jahre Frauenstimmrecht" 17

LEHRE AM IZFG

Master Minor und Graduate School Gender Studies 18
Making Connections: Interview with Margo Okazawa-Rey 19
Ich studiere Gender Studies! 23
Diskriminierung und Migration – Analyse bestehender Ungleichbehandlungen im schweizerischen Migrationsrecht 24

GENDER AN DER UNI BERN

Durch Wissenschaft die soziale Diskriminierung in der Arbeitswelt verringern 25
Tagung: Frauen in der Landwirtschaft 26
Gender-Facts an der Uni Bern 27
30 Jahre Abteilung für Gleichstellung 28

SONSTIGES

Rätsel: Denksport 30
Q&A: Frag Dr. Gender! 31

REZENSION

Vorbild und Vorurteil. Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen: "Wir hatten Angst, dass das Lesbischsein zum Karrierekiller werden könnte" 32

PUBLIKATIONEN

Leistungsklassen und Geschlechtertests 33
Sport & Gender – (inter)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung 33

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Bern IZFG
Mittelstrasse 43, 3012 Bern, www.izfg.unibe.ch
REDAKTION Fabienne Amlinger, Claudia Amsler, Monika Hofmann, Janine Lüthi
BILDER Monika Hofmann
LAYOUT Monika Hofmann
GESTALTUNG grafikwerkstatt upart, blau, Bern
DRUCK Vetter Druck AG, Thun
AUFLAGE 1200 Exemplare PAPIER PlanoJet, FSC-zertifiziert
ISSN-NR. 1663-7879

Ring frei!

Monika Hofmann

Liebe Leser*innen

Weshalb tragen beim olympischen Boxen die Frauen einen Helm und die Männer nicht? Wieso wird in der Box-Kategorie "Elite Frauen" der Kampf beim vierten Anzählen abgebrochen und in der Kategorie "Elite Männer" erst beim siebten Mal? Das Wettkampfreglement widerspiegelt hier die Annahme, "Frauen" wären das schwächere, schützenswertere Geschlecht. Gender und Sport ist ein facettenreicher Themenkomplex, dem wir uns in der vorliegenden Ausgabe von *genderstudies* annähern. Marianne Meier forscht und lehrt am IZFG, unter anderem zu Vorbildern im Sportkontext, Menschenrechten und Sport sowie zu Frauenfussball. Sie widmet sich im Einleitungstext "Muskeln und Grazie im Zweikampf" der soziohistorischen Dimension des Schwerpunktes. Martha Saavedra thematisiert in "Gendered Nationalism" Vorkommnisse rund um die Fussballspiele der "Indian Ocean Games 2015". Die Frage, wer in der Kategorie Frau am Sport teilnehmen darf, erörtert Karolin Heckemeyer in ihrem Artikel "Inter und trans Athletinnen* im Wettkampfsport". Betelihem Brehanu Alemu, die an der Universität Bern zu Integration und Sport forscht, argumentiert im Interview dafür, in der Migrationsforschung den Migrant*innen ihr eigenes Narrativ zuzugestehen. Schliesslich erfahren wir im studentischen Essay von Linda Pfammatter "Role Models as Agents of Change in Artistic Gymnastics", wie Kleidervorschriften und Bewertungskriterien im Kunstturnen von Geschlechterklischees abhängen.

Wie bereits in der letzten Ausgabe angekündigt, erscheint *genderstudies* ab 2020 nur noch einmal im Jahr. Diese Änderung haben wir zum Anlass genommen, einige Rubriken anzupassen oder neu zu gestalten. So gibt es neu eine Rubrik "Frag Dr. Gender!", in der wir Fragen beantworten, die das IZFG erreichen. Schicken auch Sie uns Ihre Fragen! Zu den inhaltlichen Erneuerungen gehören ebenso die "Gender-Facts an der Uni Bern", die uniinterne Standards wie auch Erneuerungen auf ihre Gender-Gerechtigkeit prüfen. Um Platz für die neuen Rubriken zu schaffen, wurde leider die altbewährte "Geusche Kolumne" abgesetzt. An dieser Stelle bedanken wir uns ganz herzlich bei Andi Geu, der uns über Jahre hinweg stets erfrischend pointierte Texte beigesteuert hat – merci Andi!

Nun wünschen wir Ihnen, liebe Leser*innen, eine sportliche Lektüre.

Bildkonzept

Das Bildkonzept der vorliegenden Ausgabe ist inspiriert von der Historikerin und Sportpädagogin Dr. Marianne Meier. Im Einführungsreferat der öffentlichen IZFG-Ringvorlesung "Sport und Geschlecht" im Frühjahr 2020 sprach Meier über "vergeschlechtlichte Sportarten". Wenn wir uns eine Sportart vorstellen, denken wir uns unbewusst auch eine dazugehörende Person aus, die den Sport ausübt: Frauen machen Eiskunstlauf, Männer spielen Eishockey. Frauen und Männer in sogenannt 'atypischen' Sportarten wie auch inter und trans Personen oder Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen erscheinen eher selten vor unserem inneren Auge. Machen Sie die Probe aufs Exempel, auf den nächsten Seiten finden Sie Bilder von diversen Sportarten.

Fotos: Monika Hofmann

Muskeln und Grazie im Zweikampf: "Sport und Geschlecht" im soziohistorischen und geschlechtertheoretischen Kontext

Wen interessiert es wirklich, ob Frauen im Viererbob oder Männer im Synchronschwimmen an Olympischen Spielen starten dürfen? Tatsache ist, dass dies nach wie vor nicht erlaubt ist. Wie tragisch ist es, wenn der FC Basel anlässlich seines 125-Jahr-Jubiläums den Männerkader mit Partnerinnen zum Gala-Dinner einlädt, während die ebenfalls in der höchsten Liga agierenden FCB-Spielerinnen beim gleichen Anlass Tombola-Lose verkaufen? Internationale Medien wie CNN, BBC und der Stern berichteten über diesen Vorfall. Weshalb wurde der schwule Fussball-Schiedsrichter Pascal Erlachner für den "Prix Courage 2018" nominiert? Wäre es so selbstverständlich, offen zu lieben, dann würde ein Coming-out im Männersport nicht als mutiger Akt eingestuft. Im glamourösen Sport- und Medienbusiness mangelt es im Umgang mit dem Anderssein immer noch an Selbstverständlichkeit. Durch die mediale Berichterstattung vermag Sport, Trends zu setzen, aber auch Diskriminierungen wie Sexismus, Rassismus oder Homophobie zu thematisieren. Dieser Text ordnet den Nexus "Sport und Geschlecht" im soziohistorischen und geschlechtertheoretischen Kontext ein und veranschaulicht die Bedeutung von Heroismus und Vorbildern.

Marianne Meier*

Im und durch den Sport manifestiert sich Zweigeschlechtlichkeit und die damit verknüpfte Geschlechterhierarchie und Heteronormativität besonders ausgeprägt. Dabei bilden Inklusions- und Exklusionsmechanismen ein übergeordnetes Konzept. Einerseits anerkennt etwa die Agenda 2030 der UNO den Sport explizit als Instrument zur Förderung von Empowerment und Geschlechtergleichstellung im globalen Kontext. Andererseits wirken gesellschaftliche Phänomene wie Sexismus, Homo-, Trans- und auch Interphobie, die den Sport strukturell prägen, exkludierend.

Sport ist männlich konnotiert

Aufgrund seiner Entstehungsgeschichte ist der organisierte Sport traditionell männlich konnotiert. Gemäss dem Gründervater der modernen Olympischen Spiele, Pierre de Coubertin, war das olympische Heldentum nur für "erwachsene, männliche Individuen" vorgesehen. Seinem Verständnis nach bestand die einzige Rolle der Frauen darin, die Sieger zu krönen. Weibliche Sportaktivität wurde noch bis in die 1960er Jahre als unästhetisch und unsittlich eingestuft. Es herrschte die Meinung vor, dass "körperliche Ertüchtigung" für Mädchen und Frauen nur als Hobby zu rechtfertigen sei. Ein sportärztlicher Kongress in Bern hielt 1943 fest: "Solange die Frau unter ihresgleichen den Lauf pflegt und versucht, in rhythmischer Gymnastik den Körper zu bilden, um an der Sonne und Luft zu gesunden, solange darf man kein Wort dagegen sagen. Sobald jedoch die Körperübungen ausgeführt werden, um in Wettkämpfen einen Sieg zu erringen, verliert sich das Schöne, Ästhetische an der Bewegung. Der Kampf verzerrt das Mädchenantlitz, er gibt der anmutigen weiblichen Bewegung einen harten männlichen Ton. Er lässt die Grazie verschwinden. Der Kampf gebührt dem Manne, der Natur des Weibes ist er lebensfremd".[1] Erst 1970 wurde der Verfassungsartikel über die Förderung von Turnen und Sport vom Schweizer Volk angenommen. Dieser gewährte den Mädchen erstmals die gleichen Rechte in Bezug auf sportliche Förderung wie den Knaben. Überdies besagte der neue Artikel, dass der Schulsport für beide Geschlechter obligatorisch wurde, was die Akzeptanz und das Gesellschaftsbild der weiblichen Sportlichkeit nachhaltig beeinflusste. Vorher diente der Turnunterricht vor allem zur "Vorbereitung der Jünglinge auf die Rekrutenschule". Auch Erfolgsmeldungen wie etwa der Ski-Doppelolympiasieg 1972 von Marie-Theres Nadig trugen zur Daseinsberechtigung von Spitzensportlerinnen in der Schweiz bei. In der Vergangenheit wurden im Bereich "Sport und Geschlecht" vor allem zwei Aspekte erforscht: Erstens wurden die Unterschiede zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit betont und nachzuvollziehen versucht. Dabei wurden Geschlechtskonstruktionen vor allem durch "Biologisierung" untermauert. Der zweite Fokus lag insbesondere auf der Geschichte des Frauensports und dessen Erfolge im jahrelangen Kampf um Gleichberechtigung. Dabei wurde eine holistischere und strukturelle Betrachtungsweise vernachlässigt.[2] Sport als Institution reproduziert Geschlechterarrangements. Gleichzeitig stellt das Sportsystem sowohl einen konstitutiven Bestandteil als auch das Ergebnis der Geschlechterordnung dar. In der Forschung besteht breiter Konsens, dass die meisten Sportarten immer noch mit heteronormativen Werten und patriarchalen Männlichkeitsnormen assoziiert werden.[3] Heteronormativität geht davon aus, dass Heterosexualität 'normal und natürlich' sowie das Mass aller Dinge ist. Dabei werden andere 'Sexualitäten' automatisch als 'abnormal und unnatürlich' herabgestuft. Zudem geht ein heteronormatives Weltbild vom binären, heutzutage rosaroten und hellblauen Geschlechterverständnis aus. Dabei werden nicht nur diverse sexuelle Orientierungen und Lebensweisen abgewertet, sondern ganz konkret auch jene Individuen, die von der Norm abweichen. Dies verletzt die Wahrung der unantastbaren Würde des Menschen. Gemäss der Philosophin Judith Butler (2009) leisten "Normalisierungsprozesse" einen Beitrag zur Macht und Kontinuität der Geschlechterordnung.[4] Zudem führt sie aus, dass Normen zum Machtgewinn beitragen, weil und indem sie den Rahmen abstecken, der vorzeichnet, wie ein lebenswertes Leben zu gestalten und zu führen ist. Während sich also zahlreiche Athletinnen verbiegen müssen, um potenzielle Inkonsistenzen zwischen heteronormativer Weiblichkeit, gesellschaftlichen Normvorstellungen und Sport aufzuzeigen, weist die Kombination von Sport- und Privatleben bei den meisten Athleten eine hohe Kompatibilität und soziale Erwünschtheit auf. Entsprechend herausfordernd gestaltet es sich für Top-Athletinnen, Beruf oder Ausbildung mit der Sportkarriere zu vereinbaren. Mit ein paar wenigen Ausnahmen reicht kein Salär einer Schweizer Spitzensportlerin aus, um nach der Karriere finanziell ausgesorgt zu haben.

Vergeschlechtlichtes Held*innentum

Das Heldenhafte im Sport steht in Verbindung mit Traditionen und Werten. Wenn eine sportliche Ausnahmeerscheinung zum Held oder zur Heldin aufsteigen möchte, dann müssen sie etwas verkörpern, das gesellschaftlich sehr hohe Anerkennung besitzt. Allerdings sind diese Merkmale bei Frauen und Männern unterschiedlich, weshalb die Sportsoziologin Jennifer Hargreaves (2000) von 'gendered heroism' spricht.[5] Dabei werden die unterschiedlichen Voraussetzungen bestätigt, welche Frauen und Männer zu erfüllen haben, um einen heroischen Status zu erreichen: Heldinnen werden traditionell mit Fürsorglichkeit, Güte und Mütterlichkeit in Verbindung gebracht. Hingegen werden Helden mit Mut, Selbstbewusstsein und Stärke assoziiert. Da eine Athletin aber kräftig, mutig, ambitiös, muskulös und stark sein muss, um erfolgreich zu sein, entsteht ein Widerspruch zwischen dem Frau-Sein und dem Sportlerin-Sein. Je nach soziokulturellem Kontext zieht dieses Spannungsfeld unterschiedliche Konsequenzen nach sich. Die Sporthistorikerin Gertrud Pfister bringt dies auf den Punkt: "Doing Sport ist immer auch Doing Gender, bedeutet immer, sich selbst als Athletin und als Frau oder als Athlet und als Mann zu präsentieren, wobei in manchen Sportarten in Abhängigkeit von der jeweiligen 'Sportkultur' eine Dramatisierung, in anderen eine Entdramatisierung des Geschlechts gefordert ist".[6] Diese Unvereinbarkeit von Sport und Weiblichkeit bedeutet in der Konsequenz, dass erfolgreiche Athletinnen besonders weiblich, grazil und heterosexy wirken müssen, um als Heldinnen zu gelten. Bei den Männern reicht hingegen allein die Leistung aus. Entsprechend (re)produzieren der Sport, die Medienberichterstattung und Werbung das "Skript", welches Gender gesellschaftlich konstruiert. Helden und Heldinnen existieren nicht per se, sie werden dazu gemacht.

Bei der Sichtbarkeit von Persönlichkeiten im Sport spielen Medien eine Schlüsselrolle. Dabei bietet die 'Machtallianz' zwischen Sport, Medien und Wirtschaft – offenkundig oder subtil – einen idealen Nährboden für die patriarchale Vorherrschaft und Heteronormativität.[7] Von der Norm abweichende Menschen im Sportkontext entsprechen den Mainstream-Medien und den Prinzipien der Vermarktbarkeit nicht.[8] Eher burschikos wirkende Athletinnen, die vom gängigen weiblichen Idealbild abweichen, werden in Medien und Werbung kaum berücksichtigt. Manche Athletinnen geraten unter Druck, diesen "Makel" durch markantes Make-up, lange Haare und kurze Kleidung abseits des Sports wettzumachen. In Bezug auf das Aussehen ist bei Spitzensportlerinnen auch die Figur ein Dauerthema. Da zudem jedes verlorene Gramm in gewissen Sportarten potenziell schneller macht, artet der Schlankheitswahn oftmals zu gesundheitsschädigendem Essverhalten aus.

Bei der Präsenz von Spitzensportlerinnen in der öffentlichen Wahrnehmung gilt es, auch intersektionale Aspekte zu berücksichtigen. Diese beinhalten die Überschneidung verschiedener Formen der Diskriminierung oder Privilegierung in einer Person. So könnte sich etwa die Realität einer lesbischen Athletin durch eine körperliche Beeinträchtigung oder ihre Hautfarbe anders präsentieren. Die verschiedenen Formen der Diskriminierung oder Bevorzugung sind miteinander verflochten und können sich gegenseitig abschwächen oder verstärken.

Vor diesem Hintergrund kam das Coming-out des Schwingers Curdin Orlik im März 2020 einem Paukenschlag gleich. Denn gemäss der Kulturwissenschaftlerin Tatjana Eggeling brechen schwule Athleten noch ein grösseres Tabu als lesbische Sportlerinnen.[9] Das 'Schwul-Sein' wird oftmals mit weiblichen Attributen der Schwäche und Passivität verbunden.[10] Orlik hat mit seinem bemerkenswerten Coming-out ein Zeichen gesetzt und gleich mehrere Vorurteile entkräftet: Der gebürtige Bündner gehört aktuell zu den besten Schwingern des Landes und seine Aktivkarriere ist noch voll im Gang. Er hat es

in Kauf genommen, Sponsoring zu verlieren. Es gibt keine traditionellere und körperkontaktintensivere Sportart in der Schweiz als den "Kampf der Bösen". Mit jedem gelungenen Hüfter, Haken und Kreuzgriff beweist Orlik, dass ein schwuler Athlet robust und kämpferisch erfolgreich sein kann. Aus der Schwingszene erhielt Orlik fast durchwegs positive und sogar bewundernde Reaktionen. Dieser Respekt wird sich an den nächsten Schwingfesten durch das Verhalten der Zuschauenden, Gegner, Medien, Kampfrichter, etc. noch bestätigen müssen. Jedenfalls hat Orlik den Spagat gewagt und verkörpert in einem traditionellen Milieu eine Lebensweise, die nicht jenen heteronormativen Männlichkeitsidealen entspricht, die gesellschaftlich hohe Anerkennung besitzen. Möge gerade dieser Mut als heldenhafte Tugend honoriert werden; und zwar inner- und ausserhalb des Sägemehls.

"Mit jedem gelungenen Hüfter, Haken und Kreuzgriff beweist Orlik, dass ein schwuler Athlet robust und kämpferisch erfolgreich sein kann."

Sport als "gesellschaftlicher Mikrokosmos"

Der Sport bietet sich durch seine Popularität sowie durch die oft zitierte Rolle als "gesellschaftlicher Mikrokosmos" geradezu an, Geschlechternormen zu beleuchten und zu (de-)konstruieren. Durch Aushängeschilder wie die US-Fussballerin Megan Rapinoe können Themen wie Homophobie oder "gleicher Lohn für gleiche Arbeit" öffentlich debattiert werden. Durch den Fall der südafrikanischen Leichtathletin Caster Semenya kann auch Intergeschlechtlichkeit im Spitzensport beleuchtet und differenzierter beurteilt werden. Durch die Ernennung von Florence Schelling zur Eishockey-Sportchefin beim Rekordmeister SC Bern können Frauen in Führungspositionen thematisiert werden. Durch Gewaltvorfälle im Schweizer Turnverband können Machtstrukturen sowie Abhängigkeitsverhältnisse aufgegriffen und Massnahmen eingeleitet werden. Durch eine Reglementanpassung des Schweizer Eishockeyverbands konnte mit Fabienne Peter 2018 erstmals eine trans Frau eine Lizenz für die Meisterschaft lösen. Auch hier vermochte der Sport, ein sonst marginalisiertes Thema ins Rampenlicht zu rücken. Gemäss der Skirennfahrerin Michelle Gisin bleiben andere Aspekte jedoch Tabu, etwa wird kaum über den monatlichen Zyklus gesprochen. In einem Sport, in dem Hundertstelsekunden entscheiden, erscheint das Übergehen von so leistungsrelevanten Faktoren erstaunlich. Für kontroverse Diskussionen sorgten auch wiederholt der Umgang mit Schwangerschaften während einer Aktivkarriere. Dort schien das Mutter-Sein mit dem Sportlerin-Sein noch widersprüchlicher. Ob "Frauenthemen" wie Menstruation, Schwangerschaft oder Verhütung im Spitzensport weiterhin tabuisiert oder professionell angegangen werden, hängt auch von der Haltung der meist männlich dominierten Sportverbände ab.

Der populäre und emotionsgeladene Sport könnte als Exempel für Respekt und Fairplay voranschreiten sowie seine vorhandene Vielfalt präsentieren und 'salonfähig' machen. Normal ist allein die Tatsache, dass Vielfalt vorhanden ist. Dazu braucht es ein Um- und Durchsetzen der vorhandenen Sportverbandsrichtlinien auf allen Ebenen und eine gesellschaftliche Entpathologisierung von Menschen, die nicht der Norm entsprechen. Die Verfügbarkeit von Sportvorbildern, die mit den gängigen Normvorstellungen aufgrund ihres Körperbaus, ihrer Geschlechtsidentität, ihres Lebensentwurfs, ihres Haarschnitts, ihrer sexuellen Orientierung, etc. brechen, ist von besonderer Bedeutung. Dadurch wird das Spektrum des Normalen erweitert und die Akzeptanz gegenüber dem Anderssein gefördert.

[1]Pieth, Fritz: Sport in der Schweiz. Sein Weg in die Gegenwart, Olten 1979, S. 210-212.
[2]Hargreaves, Jennifer/Anderson, Eric: Routledge Handbook of Sport, Gender and Sexuality, London 2014.
[3]Vescio, Johanna/Wilde, Kerie/Crosswhite, Janice J.: Profiling Sport Role Models to Enhance Initiatives for Adolescent Girls in Physical Education and Sport, in: European Physical Education Review, 2005, S. 153-170.
Meier, Marianne/Saavedra, Martha: Esther Phiri and the Moutawakel Effect in Zambia. An Analysis of the Use of Female Role Models in Sport for Development, in: Spaaij, Ramón et al. (Eds.): The Social Impact of Sport. Sport in Society Journal, New York 2009, S. 1158-1176.
[4]Butler, Judith: Die Macht der Geschlechternormen. Und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt a. M. 2009.
[5]Hargreaves, Jennifer: Heroines of Sport. The politics of difference and identity, London 2000.
[6]Pfister, Gertrud: Doing Sport ist Doing Gender, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Arenen der Weiblichkeit, Frauen, Körper, Sport, Köln 2008, S. 13-30: 23.
[7]Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe (Hg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien, Köln 2011.
[8]Ebd.
[9]Eggeling, Tatjana: Homosexualität und Fußball – ein Widerspruch?, in: Homosexualität. Aus Politik und Zeitgeschichte 15-16/2010, Bundeszentrale für politische Bildung, S. 20-26.
[10]Pfister, Gertrud: Sport im Lebenszusammenhang von Frauen. Ausgewählte Themen, Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, Band 104, Köln 1999, S. 165-166.

*Dr. Marianne Meier ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG im Bereich Gender & Development. Sie forscht u.a. zu Vorbildern im Sportkontext, Menschenrechten & Sport und Frauenfussball.

Gendered Nationalism: Women's Football at the 2015 Indian Ocean Games

This article discusses the challenging of gender norms in women's football and the embodiment of postcolonial nationalism in the context of the 2015 Indian Ocean Games. It is part of a research project on women's football in and around the Indian Ocean.

Martha Saavedra*

Perhaps the most notable footballing news splash out of the Indian Ocean in summer 2015 was the July 2 announcement that 17-year old Martunis from Aceh, Indonesia, had signed with Sporting Clube de Portugal in Lisbon, the same academy Cristiano Ronaldo signed with when he was 12. Martunis had been found alive three weeks after the 2004 tsunami swept the seven year old away from where he was playing football while wearing a Portugal jersey emblazoned with the name of retired Portuguese international Rui Costa. In 2005, Martunis met Cristiano Ronaldo, and the *galáctico* assisted Martunis' family. Several years later, Martunis found himself a forward on Sporting's U19 Team and riding a ripple in a vast mediascape that easily connects global football with tectonic movements.[1]

Yet, there were other Indian Ocean newsworthy footballing stories unfolding in the summer of 2015. In June, two Indian Ocean border nations, Australia and Thailand, competed in the seventh FIFA (Fédération Internationale de Football Association) Women's World Cup in Canada, Australia for the 6th time and Thailand for the first time. Two other Indian Ocean border nations, South Africa and Tanzania, qualified for the 4th edition of the women's football tournament at the 11th All-Africa Games in Brazzaville. South Africa only missed going to the semi-finals instead of Ghana through the drawing of lots.[2] And, finally, the island of Réunion hosted the 9th edition of the Indian Ocean Island Games (Jeux des Iles de l'Océan Indien) from August 1 to 9. For the first time, these games included a women's football competition with six squads, Mauritius, Madagascar, Seychelles, Mayotte, Maldives and the Comoros, traveling to join the host team.

As in other parts of the world, football is incredibly popular in the region but is emphatically coded as a man's game. Nonetheless, women's football is steadily expanding with more teams, leagues, trainings, investments and opportunities. This brief article, part of a larger project examining women's football in and around the Indian Ocean, highlights the 2015 Indian Ocean Island Games in Réunion. The actions and experiences of participants in the women's football tournament there challenged gender norms but also embodied post-colonial nationalisms.

Why Women's Football?

Football is not the most pressing issue for women in the Indian Ocean region.[3] Despite the inclusion of Australia and Singapore, in none of the countries is there parity between men and women as measured by the UN's Gender Development Index.[4] The 2019 average for the region, 0.914, was below that for world, 0.941. A 2015 report on women's economic empowerment in the region finds that only 51% of women participate in the labor force compared to 80% of men. The women that do participate earn 81 cents to a man's dollar.[5]

Still, football is an embodied means for anyone, including girls and women, to negotiate status, personal and public space, physicality, health and networked relations in a contested, but globally articulated, powerfully mediated and popularly sanctioned milieu. Through the participation in football as players, officials, administrators and spectators, girls and women have access to a powerful global practice, a pervasive discourse and unique habitus. Within the world of football, they can find advocates, networks, resources, friends and opportunities to challenge and evolve their social and physical situations.

At the very same time, football replicates and reinforces existing gender, age, ethnic, religious, ability and social structures that enable some while disadvantaging others. For instance, the practice of football can exclude, undercut, ignore and denigrate those who do not conform to the heterosexual hyper-masculine norms that permeate much of football culture. Football is also marked by an imperial-like international governing structure with global power and influence. Over the 2011-2014 cycle, FIFA generated US$5.71 billion in revenue, spent US$5.38 billion for a 'result' of US$338 million. In 2014, it had US$1.5 billion in reserves.[6] The 2015-2016 corruption scandal and subsequent indictments and investigations led by the United States Department of Justice shook FIFA. Yet, given the alignment of powerful corporate and political interests, meaningful reforms remain elusive.[7] With changes in leadership and the appointment in May 2016 of the first female Secretary General, Fatma Samba Diouf Samoura from Senegal, FIFA remains one of the most powerful non-governmental international organizations. Football continues to be the most popular sport globally, growing across geographic spaces and demographic groups, especially among girls and women. While the 'House of FIFA' overwhelmingly serves the men's side, it has increased its commitment to developing the women's game albeit

on its own terms, hence the controversy over artificial pitches at the 2015 Women's World Cup rectified in 2019. FIFA does provide a formidable organizational, media and commercial platform to boost and leverage the development of the women's side. The 2015 Women's World Cup in Canada, the 2016 Olympic tournament in Brazil, and even more so, the 2019 Women's World Cup in France mobilized many to pay attention to and allocate resources and effort to women and girls' football. Still I would argue that the expansion of the women's game worldwide has not come through FIFA leadership. Rather, it has been led by women and men on the ground pursuing their passion. Indeed, at the symposium "Girl Power in Play" in Ottawa held during the 2015 Women's World Cup event, participants signed on to a 'Call to Action' directed to specific stakeholders, including sport federations, to promote gender equality and respect, protect and fulfill the rights of girls and women to sport and play.[8] It is in this dynamic and contested global environment, that women's football throughout the Indian Ocean region is situated.

Jeux des Iles de l'Océan Indien 2015

While local opportunities are expanding, there are few regional sporting competitions. The one purely Indian Ocean competition are the Indian Ocean Island Games/Jeux des Iles de l'océan Indien (JIOI), that take place every four years. These games express an important set of dynamics within the Indian Ocean region – the vestiges of colonialism and overlapping claims. At these games, the French territories of Réunion and Mayotte are represented by 'national' teams. Indeed, Réunion's football powers seek to participate in African confederation events, are associate members of CAF, and have participated in some sub-regional, eastern African tournaments. Their status as territories within the sporting world leads to some ambiguity. France has also been wary of staging sporting events on Réunion for fear they would be a conduit for migration to Europe. The Comorian experience at the 9th Indian Ocean Island Games highlights the complexity of moving the women's game forward.

All the women's sides were excited as this was the first time a women's football tournament would be included. Social media was abuzz. Tiny Comoros was especially active and proud to show off their team on Facebook.[9] However, just after the opening ceremonies and before the first whistle, the women were back on a flight home. There were initial problems with visas, and they had to forfeit their first match against the host, Réunion, on July 31. There were accusations that France would not issue the visas.[10] Ultimately, it was a diplomatic insult that led to their departure. Mayotte had violated a JIOI-specific rule that they were not to fly the French flag. They did in the opening ceremonies, causing the Comorian authorities to protest. Mayotte would not back down, so the women's football team returned home. The Comorian officials held press conferences and took to social media to highlight how the flag violated Article 7 of the Charter of the Games. Underlying all this is a Comorian claim to land that Mayotte occupies. They held the hosts, also a French overseas territory, responsible.[11] In the end, the Comorian women football team's debut was sacrificed to national pride and post-colonial conflicts.

"There were initial problems with visas, and the Comorians had to forfeit their first match against the host, Réunion, on July 31."

As a denouement to the incident, it is fitting that Réunion, the host and 'representative' of the European power, the French, whose women's side was ranked number 3 in the world in 2015 (and in 2020), won the tournament. They beat Madagascar – a team FIFA removed from global rankings for not playing more than five matches against 'officially' ranked teams – by 3 to 1. Madagascar tied Réunion in the group stage and led the group by points before advancing. The non-nation that would be part of Africa but enjoys considerable advantages for being formally linked to the metropole wins.[12]

The Réunion federation was energized by the win and poised to continue the development of women's football on the island. Already they had two divisions playing, Division 1 with 12 teams in 2014, and Division 2 with another 11 teams. With a population of just 843'617, there were still many opportunities for girls and women to play and even to travel to France to compete. The football authorities continue to recruit and keep their eye out for talent to develop. The future for women's football in Réunion is bright. Women footballers in other Indian Ocean nations soldier on, but with few resources, their progress mirrors their economic and social circumstances. And for reasons I could not discover, women's football was not part of the 10th Indian Ocean Island Games in Mauritius in 2019. Football can disappoint. Though he and Ronaldo still are in touch, Martunis returned to Indonesia in 2017 with his football dreams long behind him.[13]

[1]Many media outlets across the globe carried this story. Two examples are: Dunlap, Tiare: "Tsunami Survivor Martunis Signs with Sporting Lisbon", in: People, 6 July 2015, https://bit.ly/33KEk3h, and Tharoor, Ishaan: "The Amazing Story of a Tsunami Survivor Who Turned into a Soccer Star", in: Washington Post, 4 July 2015, https://wapo.st/2XHvkYT.

[2]"Ghana's Women Clinch All Africa Games Semi-Final Spot after Drawing of Lots", Ghana SoccerNet.com. N.p., 14 Sept. 2015, https://bit.ly/2PH0DyR. Ghana beat Cameron 1-0 in the finals, 18 September 2015. Ahmadu, Samuel: "Super Falcons Face South Africa in All African Games Semi Final", in: Goal.com, 15 Sept. 2015, https://bit.ly/3kynye2.

[3]For the purposes of this brief, Indian Ocean nations are the 22 members of the Indian Ocean Rim Association: Australia, Bangladesh, Comoros, India, Indonesia, Iran, Kenya, Madagascar, Malaysia, Maldives, Mauritius, Mozambique, Oman, Seychelles, Singapore, Somalia, South Africa, Sri Lanka, Tanzania, Thailand, United Arab Emirates and Yemen, https://www.iora.int.

Meier, Marianne/Saavedra, Martha: Esther Phiri and the Moutawakel Effect in Zambia. An Analysis of the Use of Female Role Models in Sport for Development, in: Spaaij, Ramón et al. (Eds.): The Social Impact of Sport. Sport in Society Journal, Vol. 12, No. 9, New York 2009, pp. 1158-1176.

[4]The GDI measures disparities between women and men in three basic dimensions - health, knowledge and living standards. United Nations Development Program, Human Development Reports, 2019, https://bit.ly/3aa6yFY.

[5]Marsten, Ama: Enabling Women's Contributions to the Indian Ocean Rim Economies, New York, 2015, https://bit.ly/2XLMOn9.

[6]FIFA, Financial Report 2014, 65th FIFA Congress, Zurich, 28 and 29 May 2015, https://fifa.fans/31EBJ8D.

[7]See Buschmann, Rafael/Wulzinger, Michael Wulzinger: Football Leaks: Uncovering the Dirty Deals Behind the Beautiful Game, London 2018, and Goldblatt, David: The Age of Football: Soccer and the 21st Century, New York 2020.

[8]Girl Power in Play, https://bit.ly/2F3JDAB.

[9]National Women's Team of Comoros, Facebook page: https://bit.ly/33L8Om6.

[10]Zoubeiri, Hakim Ahamed. "Comores - L'actualité Avec Habariza-Comores.com: Visas: Les Footballeuses Comoriennes Forfait Des Jeux Des Îles à La Réunion", Comores - L'actualité Avec HabarizaComores.com, 2015, https://bit.ly/3fPZ2I2.

[11]"Les Comores Sont 'Désolés' - Journal de L'île de La Réunion", Clicanoo: Le Journal de Ile de La Reunion, August 2, 2015, https://bit.ly/2PEHQnM.

[12]Stokkermans, Karel: Jeux des Iles de l'Océan Indien (Indian Ocean Games). Women's Tournament, RSSSF, 2015, https://bit.ly/3gMc6Jh.

[13]Coconuts Jakarta: "Aceh tsunami survivor Martunis getting married, says his idol Cristiano Ronaldo might attend wedding 'if he's not busy'", Jan 2, 2020, https://bit.ly/30HW3qf.

*Prof. Dr. Martha Saavedra is the Associate Director of the Center for African Studies at the University of California, Berkley. Her research has ranged from agrarian politics and ethnic conflict in the Nuba Mountains of Sudan, to representations of Africa in Chinese popular culture, and to gender, development, and sport in various African countries.

Inter und trans Athletinnen* im Wettkampfsport

Der Sport ist ein klar geschlechterbinär organisierter Kontext. In den vergangenen Jahren sind die damit verbundenen geschlechtlichen Diskriminierungen verstärkt in die Kritik geraten, insbesondere die so genannten Geschlechterverifikationsverfahren. Eine Frage, die dabei immer wieder diskutiert wird, ist: Wer darf als Frau am Sport teilnehmen?

Karolin Heckemeyer*

Das Thema geschlechtliche Vielfalt im Sport hat in den vergangenen Jahren gesellschaftlich und (sport-) politisch an Bedeutung gewonnen. Das zeigt nicht nur das rege mediale Interesse an Debatten über Inter- und Transgeschlechtlichkeit im Sport, sondern auch die zunehmende Auseinandersetzung mit Fragen geschlechtlicher Diversität und Diskriminierung in Sportorganisationen. Dass sich Institutionen wie das International Olympic Committee (IOC) oder World Athletics (ehemals IAAF), aber auch nationale Sportverbände wie Swiss Olympic und der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) dem Thema nicht mehr entziehen können, ist dabei auch aktivistischen Bewegungen zu verdanken. Sie machen auf die Marginalisierung und Diskriminierung unter anderem von inter, trans und non-binären Personen[1] im Sport aufmerksam und fordern geschlechterinklusive Strukturen sowohl im Breiten- als auch im (Hoch-)Leistungssport. Beispiele für entsprechende Initiativen sind die Nicht-Regierungsorganisation Athlete Ally[2], die sich gegen Homo- und Transphobie einsetzt, oder die von d* Aktivist*in Lauren Lubin initiierte "WE RUN Campaign 2015", die zum Ziel hatte, die Sichtbarkeit von nicht-binären Personen im Sport zu stärken.[3]

Entsprechende Initiativen rufen innerhalb und ausserhalb des Sports zum einen positive Reaktionen hervor, das heisst sowohl Verständnis für das Problem geschlechtlicher Diskriminierung als auch für die Notwendigkeit, die strikt geschlechterbinären Strukturen des Sports kritisch zu beleuchten. Zum anderen werden jedoch Stimmen laut, die insbesondere die Teilhabe von inter und trans Athletinnen* an Wettkämpfen der Leistungsklasse der Frauen als Gefahr für den Frauensport und dessen langjährigen Kampf für geschlechtliche Gleichberechtigung interpretieren. Inter und trans Sportlerinnen* wird im Zuge dessen ein unfairer Leistungsvorteil gegenüber cis-geschlechtlichen Athletinnen zugeschrieben und ihnen wird sowohl implizit als auch explizit abgesprochen, legitime Teilnehmerinnen in der Leistungsklasse der Frauen zu sein. Vor allem trans Athletinnen* sehen sich dabei mit dem Vorwurf konfrontiert, letztlich doch Männer zu sein und als solche die Leistungsklasse der Frauen zu unterwandern.

Beispiele für diese Art der Argumentation gibt es zahlreiche. So äusserten sich in den vergangenen Jahren international erfolgreiche Athletinnen öffentlich gegen die Teilnahme der von der IAAF als "intersexuell" bezeichneten, südafrikanischen 800m-Läuferin Caster Semenya an Frauenwettkämpfen. Die britische Langstreckenläuferin und Marathonweltrekordhalterin Paula Radcliffe prognostizierte im April 2019 in einem Interview mit dem Sportsender Sky sogar den "Tod des Frauensports", sollte Caster Semenya weiterhin bei den Frauen starten dürfen.[4] Ähnlich drastisch begründeten drei Läuferinnen eines Leichtathletik-Highschool-Teams im US-Bundesstaat Connecticut ihre gerichtliche Klage gegen eine Regelung der Connecticut Interscholastic Athletic Conference, die die Teilnahme von trans Sportlerinnen* an High-School-Wettkämpfen ermöglicht. Anlass für die im Jahr 2019 eingereichte Klage waren die im erwähnten Bundesstaat gefeierten Erfolge von zwei 16-jährigen trans Athletinnen* in 100m-Sprintwettbewerben. Letztere machten die in den vergangenen 50 Jahren erreichten Fortschritte von Frauen im Sport zunichte, argumentierte die Anwältin der cis-geschlechtlichen Sportlerinnen und ihrer Eltern.[5] Auch das US Bildungsministerium schaltete sich im Mai 2020 in den Fall ein und sprach sich im Sinne der Klägerinnen aus – obschon das Gerichtverfahren noch nicht abgeschlossen ist. Die Teilnahme von trans Athletinnen* an Wettbewerben in der Leistungsklasse der Frauen verletze die Grundrechte von Sportlerinnen, die sich von Geburt an als Frauen identifizierten. Schulen und schulische Sportprogramme, die diese Grundrechte nicht gewährleisteten, müssten zukünftig mit Mittelkürzungen rechnen, hiess es den Presseberichten zufolge.[6]

Geschlechtersegregation und paternalistische Schutzrhetorik

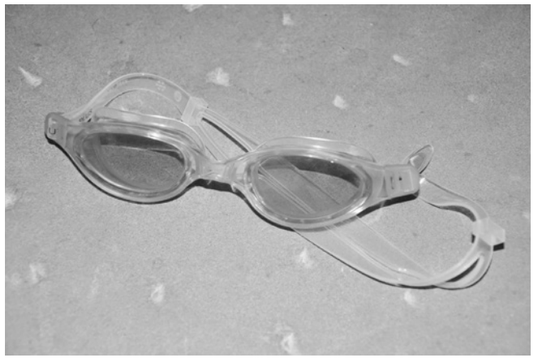
Lassen sich die soeben skizzierten Argumente wider trans und inter Athletinnen* im Frauensport zum einen als Einstellungen und Haltungen spezifischer sozialer Akteur*innen und Organisationen verstehen, so verweisen sie zum anderen auf die für das soziale Feld des Sports konstitutive Struktur der Geschlechtersegregation und darin eingelagerte und institutionell verankerte Annahmen und Vorstellungen über Geschlecht, Leistungsfähigkeit und Chancengleichheit.

Wie in kaum einem anderen gesellschaftlichen Kontext fungiert Geschlecht im Sport und in besonderer Weise im Wettkampfsport als eine zentrale und zudem formalisierte Ordnungskategorie. Ausgehend von der medizinisch-biologistischen Annahme, dass es erstens zwei eindeutig voneinander unterscheidbare Geschlechter gibt und sich diese mit Blick auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit im Kontext des Sports klar voneinander unterscheiden, finden Wettbewerbe in den meisten Sportarten geschlechtersegregiert statt.[7] Männer treten gegen Männer und Frauen gegen Frauen an. Die Differenzierung in zwei geschlechtliche Leistungsklassen macht es nicht nur notwendig, eindeutig zwischen Männer- und Frauenkörpern zu unterscheiden und Wettkämpfende entsprechend zu sortieren;[8] die Geschlechtersegregation setzt Sportlerinnen und Sportler zugleich auch in ein hierarchisches Verhältnis zueinander. Denn Männerkörper gelten Frauenkörpern im Sport von Natur aus als überlegen; eine Annahme, die sich nicht nur in getrennten Wettkämpfen manifestiert, sondern auch in geschlechterdifferenzierenden Regularien des Sports (z.B. Siebenkampf der Frauen, Zehnkampf der Männer).[9]

Verbunden mit der Annahme einer natürlichen männlichen Überlegenheit ist eine mit Blick auf den Frauensport gängige paternalistische Schutzrhetorik, der zufolge die Geschlechtersegregation der Garant beziehungsweise die Bedingung der Möglichkeit einer gesicherten und gleichberechtigten Teilhabe von Frauen am Sport ist. Nur in einer eigenen Leistungsklasse ist demzufolge das Prinzip der Chancengleichheit auch für Frauen im Sport gewährleistet und Athletinnen haben, wie es in aktuellen Regularien von World Athletics heisst, die Möglichkeit, an fairen und für sie bedeutsamen Wettkämpfen teilzunehmen ("fair and meaningful competition").[10] Um also Frauen im Sport zu fördern, gilt es aus Sicht des organisierten Sports, die Leistungsklasse der Frauen und ihre Teilnehmerinnen zu schützen – und zwar vor einer im Sport natürlichen männlichen Dominanz. Wie die Debatten über inter und trans Athletinnen* zeigen, gilt dieses Schutzanliegen jedoch nicht für alle Frauen, sondern lediglich für diejenigen, die den spezifischen, medizinisch-biologistischen Kriterien des Sports entsprechen.[11] Frauenkörper, die diese Kriterien nicht erfüllen, gelten als illegitim und werden mit Verweis auf das Prinzip der Chancengleichheit von sportlichen Wettkämpfen ausgeschlossen.

Geschlechterverifikationsverfahren und die Reproduktion eines weissen Weiblichkeitsideals

In der Geschichte des Sports ist der Ausschluss bestimmter, zumeist als "intersexuell" und "transsexuell" stigmatisierter Athletinnenkörper aus der Leistungsklasse der Frauen eng verwoben mit



der seit den 1960er Jahren gängigen Praxis der Geschlechterverifikation. Mittels verschiedener, über die Zeit veränderter Verfahren der Geschlechtsbestimmung, sollte und soll auch heute noch bestimmt werden, ob eine Athletin legitime Teilnehmerin in der Leistungsklasse der Frauen ist oder nicht.[12] Die dabei zur Anwendung kommenden medizinischen Untersuchungsverfahren haben sich über die Zeit deutlich verändert und mit ihnen die jeweiligen Weiblichkeitskriterien. Untersuchten Sportmediziner*innen die Athletinnen anfänglich entlang phänotypischer Merkmale, so galten später Chromosomenzusammensetzungen, gonadale Variationen und schliesslich auch Hormone als relevante Geschlechtsmarker. In die Kritik gerieten die Geschlechterverifikationsverfahren bereits in den 1980er Jahren aufgrund der Tatsache, dass sie oftmals zu Ausschlüssen von Athletinnen führten, die als Frauen aufgewachsen waren und als solche ihr Leben lang Sport getrieben hatten. Sportorganisationen wie die IAAF und das IOC diagnostizierten die Frauen anlässlich internationaler Wettkämpfe plötzlich als "intersexuell", entzogen ihnen die Starterlaubnis und erkannten ihnen bereits gewonnene Titel und Medaillen ab. Mit anderen Worten: Den Sportlerinnen wurde ihr Frau-Sein abgesprochen und sie wurden als "intersexuell" pathologisiert. Für die Athletinnen bedeutete dies nicht nur das Ende ihrer Karriere, sondern oftmals auch Stigmatisierung in der Öffentlichkeit und im unmittelbaren Lebensumfeld.[13] Die vehementen Folgen der Geschlechterverifikation für die betroffenen Athletinnen wurden auch innerhalb der Sportorganisationen kritisch diskutiert und sowohl die IAAF als auch das IOC beschlossen Ende der 1990er Jahre, auf die bis dahin obligatorischen Weiblichkeitstests zu verzichten.

Dass Verfahren der Geschlechterverifikation und die Regulierung des Zugangs zur Leistungsklasse der Frauen dennoch weiterhin zur Praxis internationaler Sportorganisationen gehören, zeigen die aktuell gültigen "Eligibility Regulations for the Female Classification" sowie die Zulassungsbestimmungen für trans Athletinnen* des internationalen Leichtathletikverbands und des IOC.[14] Der Kritik der Geschlechterdiskriminierung begegnen das IOC und World Athletics in diesen Regularien mit dem Verweis darauf, dass nunmehr ausschliesslich ein Testosterongrenzwert bestimmt, ob eine Athletin bei den Frauen starten darf oder nicht. Den Sportorganisationen zufolge geht es nicht länger um eine Form der Geschlechterverifikation, sondern um ein Verfahren, das auf der Grundlage einer (scheinbar) objektiv messbaren und im Sport leistungsbestimmenden Körpersubstanz, faire und chancengleiche Wettbewerbe in der Leistungsklasse der Frauen sichert. Wie unter anderem Katrina Karkazis und Rebecca Jordan-Young herausarbeiten, ist jedoch der von Sportorganisationen reklamierte, eindeutige Zusammenhang zwischen Testosteron und sportlicher Leistungsfähigkeit wissenschaftlich strittig.[15] Zudem – und dies zeigt sich auch in den beiden zu Beginn des Beitrags erläuterten Beispielen – fungiert Testosteron nicht nur als ein medizinischer Marker für Leistungsfähigkeit. Testosteron gilt zugleich als Geschlechtsmarker respektive als Äquivalent für Männlichkeit und ist als solcher immer auch in post- und neokoloniale Diskurse eingebettet.[16] Mit anderen Worten: Die Diskussion über die Regulierung der Leistungsklasse der Frauen darf nicht jenseits rassisierender und ethnisierender Vorstellungen über Männlichkeit und Weiblichkeit analysiert werden. Denn auch im Kontext des Sports greift ein in westlich-eurozentrischen Geschlechternormen verankertes weisses Weiblichkeitsideal, das sich in Abgrenzung zu einer mit Schwarz-Sein verknüpften Hypermaskulinität konstituiert.[17] In aktuellen Debatten über inter und trans Athletinnen* geht es folglich um mehr als nur die Tatsache, dass Sportlerinnen, deren Körper einen für Frauen überdurchschnittlichen Testosteronwert aufweisen, für den Frauensport als 'zu männlich' erachtet werden und ihnen jener Schutz entzogen wird, den Sportorganisationen Frauen mit einer eigenen Leistungsklasse eigentlich zusichern. Es gilt darüber hinaus anzuerkennen, dass vor allem Athletinnen of Color und Schwarze Athletinnen, insbesondere aus Ländern des Globalen Südens, zu Subjekten der Geschlechterverifikation des Sports respektive zu einer Bedrohung für die Leistungsklasse der Frauen stilisiert werden.[18] Ihre Körper gelten in einer gesellschaftlichen Sphäre, die auf der Norm eindeutiger, weisser Zweigeschlechtlichkeit gründet als per se verdächtig. Akteur*innen im Kontext des Frauensports, die Fragen der geschlechtlichen Gleichstellung und Antidiskriminierung jenseits dieser Zusammenhänge diskutieren, reproduzieren post- und neokoloniale Machtverhältnisse und die für den Sport konstitutive Vorstellung weiblicher Unterlegenheit.

[1]Begriffe wie trans, transgender, inter, intersexuell, non-binary sind von westlichen, europäischen Diskursen geprägte Termini, die aufgrund dessen in aktivistischen Kontexten umstritten sind. Vgl. hierzu: Valentine, David: Imagining Transgender. An Ethnography of a Category, Durham/London 2007 / binaohan, b.: Decolonizing Trans/Gender 101, Toronto 2014.
[2]www.athleteally.org
[3]www.weexist.co
[4]Kellner, Martha: Semenya ruling may bring death of women's sport, warns Paula Radcliffe, in: Sky news (19.04.2019), abgerufen von https://news.sky.com/story/semenya-ruling-may-bring-death-of-womens-sport-warns-paula-radcliffe-11697562.
[5]Associated Press: Teen runners sue to block trans athletes from girls' sports, in: The Guardian (13.02.2020), abgerufen von https://www.theguardian.com/us-news/2020/feb/13/transgender-athletes-girls-sports-high-school.
[6]Associated Press: Policy allowing transgender girls to compete as girls found to violate US laws, in: The Guardian (28.05.2020), abgerufen von https://www.theguardian.com/sport/2020/may/28/connecticut-transgender-federal-civil-rights-lawsuit.
[7]Müller, Marion: Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der "gender verifications" im Leistungssport, in: Zeitschrift für Soziologie, 35 Jg., 2006, H. 5, S. 392-412.
[8]Ebd.
[9]Heckemeyer, Karolin: Leistungsklassen und Geschlechtertests. Die heteronormative Logik des Sports, Bielefeld 2018.
[10]World Athletics: Book of Rules, 2019, Chapter C3.6 Eligiblity Regulations for the Female Classification (Athletes with differences of sex development), abgerufen von https://www.worldathletics.org/about-iaaf/documents/book-of-rules.
[11]Heckemeyer, Karolin: Geschlechterdifferenzen im Sport. Leistungsklassen, selektive Geschlechtertests und die Reproduktion weiblicher Unterlegenheit, in: Müller, Marion/Steuerwald, Christian (Hg.): "Gender", "Race" und "Disability" im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya, Bielefeld 2017, S. 25-50.
[12]Vgl. hierzu: Heggie, Vanessa: Subjective Sex. Science, Medicine and Sex Tests in Sports, in: Hargreaves, Jennifer/Anderson, Eric (Eds.): Routledge Handbook of Sport, Gender and Sexuality Routledge 2014, S. 339-347.
Müller, Marion: Constructing Gender Incommensurability in Competitive Sport. Sex/Gender Testing and the New Regulations on Female Hyperandrogenism, in: Human Studies, 39 (3), 2016, S. 405-431.
Sullivan, Claire F.: Gender Verification and Gender Policies in Elite Sport. Eligibility and "Fair Play", in: Journal of Sport & Social Issues 35 (4), 2011, S. 400-419.
[13]Sullivan 2011: 403 ff.
[14]S. Fussnote 10 und World Athletics: Book of Rules, 2019, Chapter C3.5 Eligiblity Regulations for Transgender Athletes, abgerufen von https://www.worldathletics.org/about-iaaf/documents/book-of-rules.
[15]Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca M.: Testosterone. An Unauthorized Biography, Cambridge (Massachusetts) 2019, S. 160f.
[16]Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca M.: The Powers of Testosterone. Obscuring Race and Re-gional Bias in the Regulation of Women Athletes, in: Feminist Formations, 30 (2), 2018, S. 1-39: 7.
[17]Ebd.
[18]Magubane, Zine: Spectacles and Scholarship. Caster Semenya, Intersex Studies, and the Problem of Race in Feminist Theory, in: Signs. Journal of Women in Culture and Society, 39 (3), 2014, S. 761-785.
Munro, Brenna: Caster Semenya. Gods and Monsters, in: Safundi 11 (4), 2010, S. 383-396.
Pieper, Lindsay Parks: Sex Testing and the Maintenance of Western Femininity in International Sport, in: The International Journal of the History of Sport, 31 (13), 2014, S. 1557-1576.

*Dr. Karolin Heckemeyer ist Sportsoziolog*in und Geschlechterforscher*in. Sie lehrt und forscht am Institut Primarstufe der Pädagogischen Hochschule FHNW.

"Sport is the backbone of who I am" – An interview with Betelihem Brehanu Alemu

Betelihem Brehanu Alemu MSc is a doctoral researcher at the Institute of Sport Science at the University of Bern. She investigates the role of sports in the social integration process of migrant women in Switzerland. Alemu argues for the importance of letting migrants have their own narrative in migration research.

I Pascal Kohler*

What role has sport played in your life?
I grew up in Ethiopia with my two older brothers. They were allowed to play on the streets but I was not. I didn't see any difference between us. I was just as strong as them, maybe even stronger. But sports in general and football in particular were perceived as masculine. Later on, through sports, I could come together with others and just play. I could set any goal in that pitch and my background didn't matter. After I left Ethiopia to pursue education, it also allowed me to access quality education, which I couldn't have afforded. So from little Betty in Ethiopia up until now, sport is the backbone of who I am.

Were there also disempowering aspects to it?
Yes. I grew up in an orphanage, so sports mostly took part in the streets. The quality facilities were just not accessible for us. However, as I have already said, girls were not supposed to be kicking a ball, especially not in public space. Later on, it became more complicated. In Ethiopia, I didn't grow up with a concept of race. Ethnicity and religion were the base of social identity. But in the US, the color of my skin began to matter. I have a few unpleasant memories such as people refusing to shake my hand and calling me the n-word or referees judging me more aggressively than my white teammates. I have witnessed and experienced similar things here. Also, people tell me that I make these things up in my head. Supposedly, racism doesn't exist here. This discourages participation. But at the end of the day, it doesn't change my love for sports.

What exactly are you investigating in your research?
I investigate the role of sports in the social integration process of migrant women in Switzerland. My study tries to understand self-initiated informal sport settings in public playgrounds and facilities. The literature focuses on formal sport settings, in which men are overrepresented, so I asked myself: "Where do women go to do sports?" I wanted to identify the hidden informal networks that have existed for such a long time. And importantly, I wanted my participants to have their own narrative.

What do you mean by letting them have their own narrative?
In my discipline integration is often understood as a job done by a third party. In that view, migrants and refugees are waiting to be helped. However, every day they create and maintain networks that are good for them and address their problems. They use sports as a way to challenge the societal narrative that renders them as lazy and disobedient. They say: "If we are not given the opportunities we are creating them. In that way, we can stay socially and physically active, and through that, we mobilize networks that help us to find housing, employment, education, and also to integrate into the host community." In other words, they are the active agents of their integration process.

In your recent presentation at our lecture series you mentioned racism as a problem your participants experience. How do these experiences manifest themselves?
Racism shows up in different forms, such as people calling the police when they see a group of Black women jogging. Or they are told: "You are not welcome here." However, it's not limited to sports. From the moment of their arrival, they have constantly been told that they need to integrate, which often carries an assimilationist notion. They are not allowed to maintain things that are important to them, such as their language. They wait years to get a decision on their legal status not knowing what the future holds for them. So how can they feel integrated? The concept is too one-sided. Migrants are expected to do all the work and assimilate.

What needs to be done regarding gender and sport in Switzerland?
We need to include migrants in the planning, designing, and evaluation of sport programs instead of putting them in separate rooms. At Unisport, for instance, refugees are allowed to use some of the facilities, but only among themselves. Such programs are well intended but they are not fully capitalizing on their potential for integration, as refugees and migrants do not get to do sports alongside students. If migrants were part of the planning of such programs, participation would be much more sustainable.

*Pascal Philipp Kohler studies Social Anthropology and Sociology at the University of Bern. He works as a student assistant at the Interdisciplinary Centre for Gender Studies.

Role Models as Agents of Change in Artistic Gymnastics

Despite the ostentations of political neutrality and inclusiveness, artistic gymnastics remains a discriminatory discipline. Professional athletes may play a key role in challenging gender norms, as the visibility and acceptance of diversity can provide space for inclusion, in sport and beyond.

Linda Pfammatter*

As a teenager I used to compete in artistic gymnastics. I remember feeling uncomfortable in my leotard and not wanting to take my trousers off until the very last moment before performing. I decided to leave the discipline when I was told girls would not train with rings anymore, because only boys compete on them. Even though I accepted that only boys could wear trousers at competitions, I could not stand the fact that I was not to train with gymnastic rings, just because I was a girl.

In Switzerland there is no specific rule regulating what type of outfits children may wear in non-professional artistic gymnastics competitions. The decision of my coaches to make us girls wear leotards was therefore not dictated by sport regulations. This may highlight the fact that role models in artistic gymnastics, who mostly wear leotards even though they are allowed to wear long-legged unitards, have an enormous influence on sport associations and on the public.[1] What if highly visible role models instead of complying with gender specific expectations would challenge them? Would they lose their visibility? Would artistic gymnastics become a more inclusive sport?

Sport as a Mirror of Society

Gender may be understood as something that people perform in their daily lives. It originates from complex social processes on characteristics that are culturally determined and usually associated with femininity and masculinity, becoming a social system through which biological sex differences are made socially relevant and through which people are systemically included in and excluded from certain social groups.[2]

Gender norms are embedded in every aspect of human activities, including that of recreational and competitive sport. Doing sport is therefore doing gender, as sport is a means through which gender ideologies are created and existing ones are reproduced. In this sense, sport is the mirror of society, as the two institutions are mutually relevant and important for the functioning and reproduction of gender norms.[3]

"The social organization of gender in the context of artistic gymnastics has a historical variable."

The social organization of gender in the context of artistic gymnastics has a historical variable. In the 19th century women entered the once male-only discipline, as they were allowed to participate in exercises that were associated with femininity and believed to make women better wives.[4] Today women and men still compete in different exercises, and the criteria under which their performance is judged also vary. The International Gymnastics Federation (IFG) together with the International Olympic Committee (IOC) set the international standards. The IFG sets how performances are evaluated in the Code of Points (COP). The Women's Artistic Gymnastics (WAG) and the Men's Artistic Gymnastics (MAG) COP apply to major competitions with international participants, including the Olympic Games, the most important international event of artistic gymnastics.[5]

Gender-specific Expectations

At the Olympic Games, women compete on floor exercises, the vault, uneven bars and balance beam, while men compete on floor exercises, still rings, vault, parallel bars, horizontal bars and pommel horse. The exercises that male gymnasts perform require control and raw strength, while the ones performed by females also require dancing, grace and style. Judgment criteria are also gender specific. The final score of an athlete is given by the addition of what are referred to as the D- and the E-Score. The former entails the content of the exercise. The latter in the case of women includes the evaluation of the execution and artistry, which also comprehends the performance of dance elements, while for men it includes the fulfillment of composition requirements, as well as the technique of execution and body position during the exercise. No dance elements are expected to be performed by men. While the focus of men's performance seems to be raw strength, women beyond technique are requested to express emotions, musicality, passion, artistry, and to connect with the public and jury. Gender-specific expectations in artistic gymnastics are also found in other chapters of the COP. The IFG requests women to wear a leotard or a unitard, with long or short sleeves. The neckline should be "proper" and the attire of "elegant design". Men should wear long gymnastics pants, short pants are allowed only on floor exercises and the vault, and there is no mention of elegance as a requisite of the attire. This stresses the association of elegance with femininity.[6]

Beyond structural and institutional constraints dictated by regulations, athletes also undergo constant public scrutiny for actions and behaviors that are perceived as contrary to social gender norms. Society's expectations of the athletes' behavior often exceed the skills relevant to the athletic performance. The differences between what is expected from women and men in competitive artistic gymnastics, in the form of skills and body enactment, reflects the traditional gender-specific expectations of society.[7]

Elegance versus Raw Strength

Professional athletes live in a complex reality, in which sport associations, media and businesses, all highly controlled by men, form alliances and regulate the visibility of sportsmen and sportswomen.[8] Athletes are subjected to intense commercial pressure to comply with traditional gender norms, and they often turn to performing gender to prove that they belong to a certain sex category.[9] Both professionals and amateurs may feel the necessity to dissociate the self from the other gender by downplaying certain personal traits and reinforcing the ones associated with the assigned gender. This is also manifested through the attire at the professional level of the discipline, in particular at the Olympic Games, where women's leotards are decorated with costly crystals, in contrast with plain male uniforms. Men often turn down the option to add decorations to their attire, fearing that they would not be perceived as masculine, or heterosexual.[10]

Gender is not only something that people do, but also something that is learned. Socialization to gender norms starts from a very young age, as children are taught how to use their bodies and become "culturally appropriate" men or women. The exposure to interactions with individuals that hold traditional gender prescriptive stereotypes of how a female or male should behave potentially contribute to the consolidation and reproduction of patriarchal structures. Children learn mostly through imitation, which means that in the case of artistic gymnastics coaches, team-mates and role models may strongly influence them. Through repetition, cultural logics and gender norms start to be perceived as natural by the children and become part of their own subconscious belief-system and embedded in their bodies.[11]

The Necessity to Acknowledge Diversity

Gender expectations vary between countries, but despite regulating competitions with international participants, the IFG seems to be blind to the needs of athletes with different cultural backgrounds.[12] First of all, the COP provoke tension between the

cultural norms of certain countries and the Eurocentric attire regulations. The intersection of categories of differences, in particular in regard to gender, race and class, leads people to have different experiences of discrimination. The lack of flexibility in types of attires allowed at international competitions could potentially prevent people from engaging in the discipline. People may refrain from participating due to fear of facing hostilities in the home country, as communities have different norms when it comes to practices of female and male bodily expression. Certain social groups may be particularly discriminated by current regulations set by the IFG, for example, Muslim women who wish to wear a hijab. Since currently wearing a hijab is not allowed, one can assume that women of Muslim religion are asked to either choose artistic gymnastics or religion. Further factors that may prevent people from participating include the impossibility to freely choose the discipline to compete on, the gender-specific elements on which the athlete's performance is judged, and the existence of gender stereotypes that go beyond the sphere of sport. For instance, since heterosexuality is considered the norm in sport, many athletes hide their homosexuality, as they fear losing the attention of mass media and sponsors. The IOC states that sport is a human right and "every individual must have the possibility of practicing sport, without discrimination of any kind".[13] However, even though the IOC flaunts political neutrality and inclusiveness of all continents, barriers to participation remain. The clash of regulations with different cultural norms fails the principles set forwards in the Olympic Charter.[14]

Yet, if it is true that sport may become a means through which intersecting inequalities are reproduced, the opposite can also be true: sport does have

the potential to provide a space for social inclusion. Inclusiveness in sport should be reached by promoting a sport environment that creates opportunities to participate without being discriminated against, and by acknowledging and allowing athletes to express themselves and their abilities freely. Professional athletes can be the agents of such changes, or at least as role models they have the potential to contribute to positive change in long-established sport institutions and in the discipline. Due to their visibility, professional athletes set trends and can encourage the international audience to challenge institutionalized gender stereotypes and norms, as well as traditional patriarchal structures, in both sport and society. The support of civil society remains necessary to bring about positive changes in the discipline.[15]

Bringing diversity in the professional domain of artistic gymnastics would then prompt a shift towards a less discriminatory sport. This would in the first place mean to recognize that female gymnasts and male gymnasts are not homogeneous groups. While some people may find leotards to be too skimpy, others may feel that a more covering attire would constrain their movement. While some men would include dance elements in their performance, others would not. While some women would have a certain sexual orientation, others would have another one. Allowing difference and acknowledging difference between athletes would not only challenge gender binary stereotypes, but also shift the focus from the attire, the masculine, the feminine, to individual athletic abilities in competitive and amatorial artistic gymnastics alike.[16]

[1]Schweizerischer Turnverband, http://www.stv-fsg.ch.
[2]West, Candace/Zimmerman, Don: Doing Gender, in: Gender and Society, Vol. 1, 1987, No. 2, pp. 125-151.
[3]Meier, Marianne: Gender Equity, Sport and Development. Swiss Academy for Development, Bienne 2008.
Risman, Barbara J.: Gender as a Social Structure, in: Handbook of the Sociology of Gender. Springer, Cham 2018, pp. 429-450.
[4]McMahon, Fei: Gender Expectations Sustained in the Sport of Gymnastics, in: The Lehigh Review, Vol. 25, 2017, No. 7.
[5]International Gymnastics Federation: 2017-2020 Code of Points WAG, 2017. International Gymnastics Federation: 2017 Code of Points MAG, 2017.
[6]Ibid.
[7]McMahon, 2017.
[8]Meier, Marianne: Über lesbische Heldinnen im Spitzensport, in: Rufli et al., Vorbild und Vorurteil. Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen, Baden 2020, pp. 11-23.
Risman, 2018.
[9]Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca: The Powers of Testosterone. Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes, in: Feminist Formations, Vol. 30, 2018, No. 2, pp. 1-39. West /Zimmerman, Doing Gender.
[10]McMahon, 2017.
[11]Meier, 2008 / Risman, 2018.
[12]Cortis, Natasha: Social Inclusion and Sport: Culturally diverse women's perspectives, in: Australian Journal of Social Issues, Vol. 44, 2009, No. 1, pp. 91-106.
[13]International Olympic Committee: The Olympic Charter, IOC, Lausanne, 2019, p. 11.
[14]Meier, 2020.
[15]Ibid. Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe: Der Widerspenstigen Zähmung. Zur Sexualisierung des Frauenfussballs, in: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften, Vol. 53, 2011, No. 1, pp. 61-67.
[16]Cortis, 2009 / Risman, 2018.

*Linda Pfammatter, B.A., studies Anthropology of Transnationalism and the State and Gender Studies at the University of Bern.

This essay was written for the ICFG lecture series "Sport and Gender" in the spring semester 2020. It was chosen to be published here, because it was one of the best essays.

Ringvorlesung "Sport und Geschlecht" – Versuch eines Kurzberichts

Im Februar 2020 startete die öffentliche Ringvorlesung zunächst im Vorlesungssaal. Als die Corona-Fallzahlen stiegen, musste plötzlich eine digitale Lösung her. Einige Vorträge fielen aus, andere wurden durch Podcasts ersetzt. Ein Bericht über eine Veranstaltungsreihe, die nicht wie geplant stattfinden konnte.

Pascal Kohler*

Beginnen wir beim Auftakt: Wir trafen uns im Vorlesungssaal, wo Marianne Meier uns in den Nexus von Sport, Geschlecht und internationaler Zusammenarbeit einführte. Während Sport und Geschlecht sich gegenseitig beeinflussen und gender-sensible Perspektiven in der internationalen Zusammenarbeit unabdingbar sind, ergibt sich ein komplexes Feld, wenn die drei Ebenen zusammenkommen. Meier entflocht diese Komplexität und zeigte anhand zahlreicher Praxisbeispiele die Herausforderungen und Chancen von Geschlechtergerechtigkeit in Sportprojekten der internationalen Zusammenarbeit auf.

Als sich die epidemiologische Situation zuspitzte, verbot die Unileitung die Durchführung von Tatjana Eggelings Vortrag zu Heteronormativität und Homophobie im Sport einen Tag vor der Durchführung. In der nächsten Woche durfte die Vorlesung wieder stattfinden. Betelihem Alemu referierte über die soziale Integration von eritreischen und äthiopischen Migrantinnen in der Schweiz. Sie zeigte auf, wie informelle Sportsettings es den Migrantinnen ermöglichen, Zugehörigkeiten zu finden, Netzwerke zu bilden und damit ihren Integrationsprozess zu gestalten. Entgegen assimilatorischer Integrationskonzepte plädierte Alemu dafür, Migrant*innen als die zentralen Akteur*innen ihrer eigenen sozialen Integration zu verstehen, statt sie als passive Rezipient*innen von Hilfe darzustellen.

Und dann kam der Lockdown. Karolin Heckemeyers Vortrag über Inter- und Transgeschlechtlichkeit im Sport fiel aus, weil die Dozentin neun parallele Lehrveranstaltungen am Laufen hatte, die sie alle per sofort digitalisieren musste. Aus Kapazitätsgründen sah sie sich gezwungen abzusagen. Auch die Podiumsdiskussion zum Phänomen Fussball mit Andrea Ochsner und Bänz Friedli konnte leider nicht stattfinden, wäre sie online nur schwer zu bewerkstelligen gewesen.

Anhand der paralympischen Bewegung zeigte dann Heike Tiemann per Podcast auf, wie Geschlecht und Behinderung den Zugang zu Sport erschweren können. Frauen mit Behinderung sind im Spitzensport unterrepräsentiert, werden als leistungsschwächer wahrgenommen, kämpfen mit Sexualisierung und übernehmen im Alltag den Hauptteil der vergeschlechtlichten Care- und Reproduktionsarbeiten. Auch aus der Buchpräsentation "Vorbild und Vorurteil: Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen" wurde leider nichts. Eine Veranstaltung mit Fokus auf die Interaktion diverser Beteiligter schien digital wenig attraktiv. Dafür erhielten wir Einblick in das Leben und Schaffen von Permi Jhooti. Marianne Meier und Alessandra Widmer reflektierten mit ihr über ihr Leben als Profifussballerin, Wissenschaftlerin und Künstlerin. Besonders anregend war die Präsentation ihrer Kunstwerke, etwa "MotivEmotive", in welchem sie Menschen in Bewegung mit einer Kamera filmt, die ihr keine Bilder, sondern lediglich Daten zur Position im Raum liefert. Dies erlaube ihr eine Darstellung der Menschen jenseits von Geschlecht, Race und Alter, so Jhooti.

Jörg-Uwe Nieland beleuchtete die Entstehung und Sexualisierung des Mediensports. Während diese Entwicklung schon länger diskutiert wird, ging Nieland einen Schritt weiter. Mit der Wortschöpfung der Spornofication diskutierte er sechs Stufen, in denen Pornographie und Sport verschmelzen, etwa in den Bekleidungsvorschriften im Beach-Volleyball oder in Pornokarrieren von ehemaligen Sportlerinnen. Die Tendenz zur Spornofication wurde von Nieland kritisiert, jedoch kam die Perspektive der Akteurinnen leider zu kurz.

Im letzten Vortrag der Reihe zeigte Rosa Diketmüller ausgehend von raum- und geschlechtstheoretischen Überlegungen auf, wie sich Geschlechterunterschiede in der Nutzung von schulischen Pausenplätzen multimethodisch kartieren lassen. Mittels gezielter Interventionen in Form von Workshops oder Schulungen konnte die ungleiche Nutzung dieser Räume verringert und damit Partizipation und Gesundheit unabhängig von Geschlecht gefördert werden.

Trotz der vielen Vorträge, die leider nicht vor Ort stattgefunden haben, konnten sich die Studierenden einen umfassenden Einblick in die vielfältigen Verflechtungen des Themenfeldes Geschlecht und Sport verschaffen. Der Tatsache, dass ein grosser Teil der Ringvorlesung nicht physisch stattgefunden hat und damit leider der breiteren Öffentlichkeit nicht zugänglich war, soll dieser Versuch eines Kurzberichts Rechnung tragen.

*Pascal Philipp Kohler studiert Sozialanthropologie und Soziologie und ist Hilfsassistent am IZFG.

Durch Spargruppen die Lebensgrundlage von Tagelöhner*innen nachhaltig stärken

Ein Projekt am IZFG implementiert Forschungsergebnisse in Ruanda. Ziel ist die finanzielle Eingliederung und der Bildungsaufbau von Tagelöhner*innen durch sogenannte Spargruppen.

Christine Bigler*

Mit einem Anteil von 15 Prozent stellen Tagelöhner*innen in der Landwirtschaft die zweitgrösste Beschäftigungsgruppe im ländlichen Ruanda dar. Sie arbeiten auf den Feldern von Agro-Unternehmer*innen und gehören zu den Ärmsten der ruandischen Bevölkerung. Die Ökonomisierung der Landwirtschaft und das anhaltende Bevölkerungswachstum führen zu einer anstigenden ungleichen Verteilung von Land. Oftmals besitzen Tagelöhner*innen selbst kein Land oder ihr eigenes Stück ist zu klein, um die Grundbedürfnisse der Familie zu decken. Dadurch sind sie zu Lohnarbeit gezwungen. Der wachsende Erwerbszweig der Tagelöhner*innen ist stark 'feminisiert'. Das heisst, in diesem Bereich werden mehrheitlich Frauen beschäftigt, und die hier bezahlten Löhne gehören mit etwa 1000 RWF (1 CHF) pro Tag zu den tiefsten auf dem ruralen Arbeitsmarkt. Der Lohn reicht nur knapp, um alltägliche Bedürfnisse wie Essen und Kleidung zu finanzieren. Es bleibt somit auch keine Möglichkeit, etwas zu sparen. Tagelöhner*innen in der Landwirtschaft haben aber das Bedürfnis, etwas Geld auf die Seite zu legen und sich neue Einkommensmöglichkeiten aufzubauen.

Der Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis

Die Forschungsergebnisse, die im Rahmen des Projektes "Feminization, agricultural transition and rural employment"[1] entstanden sind, bilden die Grundlage des laufenden Implementationsprojektes "Building up savings and financial skills for economic empowerment and wellbeing of women and youth in rural Rwanda". Das Projekt erhält Fördermittel durch den "r4d Transformation Accelerating Grant"[2] des Schweizerischen Nationalfonds.
Das Ziel dieses Umsetzungsprojekts ist es, eine Brücke zwischen Theorie und Praxis zu schlagen und die finanzielle Eingliederung und den Bildungsaufbau von Tagelöhner*innen durch Spargruppen mit formalem Zugang zu Bankkonten und Schulungen zu fördern. Die Tagelöhner*innen sollen ermächtigt werden, ihr angespartes Geld alleine oder als Gruppe zu investieren und sich so eine neue Einkommensquelle zu erschliessen. Das Projekt besteht aus drei Kernstücken: Ersten bieten die Agro-Unternehmer*innen den Tagelöhner*innen Verträge über zwölf Monate an und diese haben die Möglichkeit, sich einer Spargruppe anzuschliessen, welche ein Bankkonto besitzt. In diesen Gruppen sparen die Tagelöhner*innen gemeinsam einen selbst definierten Betrag ihrer Gehälter. Zweitens profitieren die Mitglieder der Spargruppen von einem Ausbildungsprogramm. Dieses Kompetenzaufbauprogramm umfasst verschiedene Themen wie Spar- und Geschäftsplanung und Unternehmensführung. Drittens wird der Prozess von einer Validierungsstudie begleitet (RTC-Studie und qualitative Interviews).

Sparen für Veränderung

Im September 2018 startete das Projekt mit 28 Agrarunternehmen, die jeweils eine Spargruppe von etwa zehn Arbeiter*innen bildeten. 75 Prozent der teilnehmenden Arbeiter*innen waren Frauen. Im Februar 2020 wurden weitere 14 Spargruppen gebildet. Das Interesse am Projekt war so gross, dass nicht alle Tagelöhner*innen aufgenommen werden konnten. Die Mehrheit der Spargruppenteilnehmer*innen ist sehr zufrieden mit dem Projekt und mehrere Gruppen haben ihr angespartes Geld bereits reinvestiert. Erste Ergebnisse der Auswertung zeigen, dass das Ersparte häufig für den Kauf von Schafen, zum Pachten von Land, für den Kauf von Saatgut oder für die Krankenversicherung verwendet wird. Es ist also eine erste Verbesserung der prekären Lebensbedingungen zu beobachten.
Durch die COVID-19-Pandemie kam es zwar zu einer zeitlichen Verzögerung im Projekt, das Schulungsprogramm und die Datenerhebung mussten um mehrere Monate verschoben werden. Glücklicherweise war die landwirtschaftliche Produktion aber nicht vom allgemeinen "Lockdown" in Ruanda betroffen und die Tagelöhner*innen konnten ihre Sparvorhaben weiter verfolgen.

[1]Weitere Informationen: www.fate.unibe.ch.
[2]Weitere Informationen: www.r4d.ch -> Transformation Accelerating Grants.

*Dr. Christine Bigler ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG im Bereich Gender & Development. Sie ist operative Leiterin des Spargruppenprojekts in Ruanda.

Ausstellung "Frauen ins Bundeshaus! 50 Jahre Frauenstimmrecht"

Dem 50. Jahrestag der Einführung des eidgenössischen Frauenstimmrechts widmet das IZFG in Kooperation mit dem Bernischen Historischen Museum eine Ausstellung. Politikerinnen berichten darin über ihre Erfahrungen, Erinnerungen und ihr Engagement im Bundeshaus.

Fabienne Amlinger*

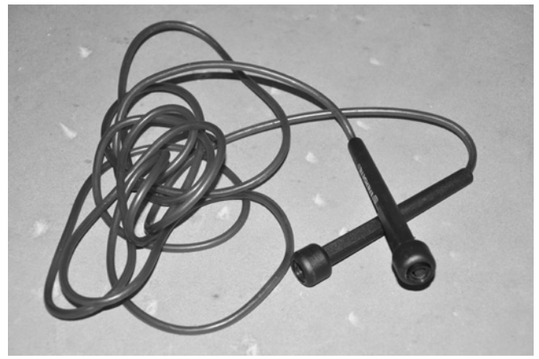
Mit der Einführung des eidgenössischen Frauenstimmrechts 1971 war es Schweizerinnen endlich möglich, gleichberechtigt die Politik des Landes mitzugestalten. Eine über hundert Jahre alte Ungerechtigkeit wurde damit beendet, ein schwerwiegendes Demokratiedefizit beseitigt. Doch wie erging es den ersten Politikerinnen? Teilten ihre Kollegen bereitwillig die Hebel der Macht? Auf welche Realität stiessen die frühen Bundespolitikerinnen in der einstigen Männerdomäne hinter den hehren Mauern des Bundeshauses?
Diese Fragen stellt die Ausstellung im Bernischen Historischen Museum den frühen Bundespolitikerinnen – aber auch aktuellen Parlamentarierinnen. Es wird also nicht einzig die Vergangenheit beleuchtet, sondern auch eine Brücke zum Heute geschlagen. Denn Ziel der Ausstellung ist unter anderem, dass das Thema des Frauenstimmrechts zu einem Dialog über politische Partizipation in der heutigen Zeit einladen und Raum bieten soll, sich mit der Geschichte und Gegenwart der Schweizer Demokratie zu beschäftigen.

Ungehörtes und Unerhörtes

Die Ausstellung gibt Einblicke, wie sich die Politikerinnen in die männlich geprägte Bundespolitik einbrachten. Im Zentrum stehen ihre Geschichten, die durch Mut, widerständiges Handeln, beharrliches Engagement, Witz, aber auch Wut, Frustration und Enttäuschungen gekennzeichnet sind. Durch Video-Interviews mit acht frühen Politikerinnen (darunter zwei der ersten Nationalrätinnen sowie die beiden ersten Bundesrätinnen) fokussiert die Ausstellung die Pionierinnen der eidgenössischen Politik. Ausserdem kommen vier heutige Politikerinnen zu Wort. Die Interviewten verteilen sich auf die vier Bundesratsparteien CVP, FDP, SP und SVP. In den Videos berichten die Bundespolitikerinnen von Begebenheiten, die in der Öffentlichkeit bislang nicht oder kaum bekannt sind. Ihre Geschichten bewegen, sie beeindrucken, manchmal stimmen sie eine*n traurig, sie sind aber auch immer wieder humorvoll. Die Besuchenden erwartet also viel Ungehörtes und immer auch wieder Unerhörtes.

Vernissage und Rahmenprogramm

Die Ausstellung wurde als SNF-Agora anschubfinanziert (weitere Informationen unter www.izfg.unibe.ch). Ein anregendes Rahmen- und Vermittlungsprogramm (Veranstaltungen werden laufend aktualisiert auf www.bhm.ch) und diverse Aktivierungselemente in der Ausstellung sollen das politische Interesse der Besuchenden wecken und diese über ihr eigenes politisches Handeln reflektieren lassen – oder sie gar zu aktivem politischen Handeln ermutigen. Die Ausstellung wird vom 19. November 2020 bis am 4. Juli 2021 im Bernischen Historischen Museum als Wechselausstellung gezeigt. An der Vernissage vom 18. November 2020 treten unter anderem Alt-Bundesrätin Ruth Dreifuss und Bühnenpoetin Patti Basler auf.



*Dr. Fabienne Amlinger ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG im Bereich Lehre und Öffentlichkeitsarbeit. Sie ist die Kuratorin der Ausstellung.

Master Minor Gender Studies

Der Master Minor Gender Studies ist ein interdisziplinärer Minor, der von Studierenden aus allen Fakultäten ohne Vorkenntnisse besucht werden kann. Die laufenden Lehrveranstaltungen des Master Minor Gender Studies finden Sie unter: www.izfg.unibe.ch > Studium > Lehrveranstaltungen

Call for Participation: Work in Progress Gender Studies 2020

Seit Jahren bietet das IZFG für Forschende und Interessierte der Gender Studies die Veranstaltung "Work in Progress Gender Studies" an, in deren Rahmen Bachelor-, Master- und Seminararbeiten, Dissertationen oder andere wissenschaftliche wie auch künstlerische Arbeiten präsentiert und diskutiert werden können. Der "Work in Progress" ist interdisziplinär ausgerichtet und wendet sich an interessierte Studierende und Forschende aller Disziplinen sowie an Personen, die innerhalb wie auch an solche, die ausserhalb der Universität wissenschaftlich oder künstlerisch zu Gender-Themen arbeiten. Die Veranstaltung versteht sich als Werkstatt, in der Projekte in allen Stadien ihres Entstehungsprozesses vorgestellt und ebenso ganz unterschiedliche Probleme diskutiert werden können. Auch in diesem Herbst lädt das IZFG am Mittwoch, 14. Oktober 2020 zum "Work in Progress Gender Studies" ein. Referierende bitten wir, sich bis zum 14. September 2020 mit Namen, Disziplin, Projekttitel und einer kurzen Skizze ihrer wissenschaftlichen und/oder künstlerischen Arbeit (max. 500 Wörter) bei claudia.amsler@izfg.unibe.ch anzumelden.
Zuhörende melden sich bitte bis Ende September an.

Graduate School Gender Studies

Die Graduate School Gender Studies richtet sich an engagierte Doktorand_innen der Universität Bern, welche sich im Rahmen ihrer Dissertation mit der Analysekategorie Geschlecht befassen oder feministische/intersektionale Ansätze als zentrale Perspektive ihres Forschungsvorhabens ausweisen und an einem interdisziplinären Austausch interessiert sind. Doktorierende aus allen Fakultäten sind willkommen.

Wer teilnehmen kann

- Doktorand_innen Universität Bern
- PostDocs Universität Bern
- Visiting Fellows von andereren Universitäten im In- oder Ausland

Termine

Bewerbungsfrist: 31. Oktober 2020
Beginn der Teilnahme: FS21

Kontakt und Information

Dr. Tina Büchler
tina.buechler@izfg.unibe.ch
+41 31 631 46 78
www.izfg.unibe.ch

Making Connections

An interview with Margo Okazawa-Rey. Okazawa-Rey is an activist, educator, and Professor Emerita at San Francisco State University, who works on militarism, armed conflict, and violence against women. She is a founding member of the Black feminist "Combahee River Collective". Recently, she also became the host of "Women's Magazine" at radio KPFA and has started to DJ feminist dance parties. In a transnational conversation between Berkeley, Ahmedabad, Zurich, and Vienna we spoke about the pandemic, militarism, transnational solidarities, and the importance of imagination, love, and dance.

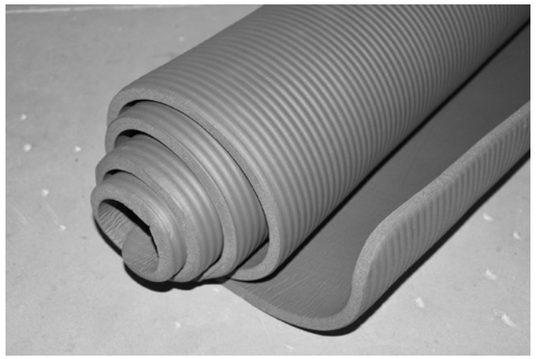
| Anukriti Dixit, Jovita dos Santos Pinto, and Jonah Garde*

In April, you wrote the article "The most lethal virus is not COVID-19",[1] in which you draw attention to the pandemic crossfading global militarism, capitalism, patriarchy, coloniality, and even other pandemics. What were you responding to?

It is the frustration of people here not recognizing the critical importance of what it means to be connected to the US state. Having been doing transnational work for the last 26 years, I am frustrated with the ways in which academics, activists, and people in the US take so much for granted. They have a certain sense of entitlement, and do not really recognize the salience of the category of nation. Even if we say we are against it, we are still deeply connected to it. We need to recognize and take responsibility for what this means.
For example, you cannot just talk about defunding the police here without looking at the ways in which the US military is creating havoc all over the world. It has over 700 bases on every continent, yet most of us just see the police in our cities and are not recognizing that they are part of the military-apparatus of this country. You can think about it as the domestic arm. It is trained to do domestically what the US military is trained to do globally – to kill and to uphold the interlocking interests of capital and the state.
Another example: For my radio show I have been in conversation with Vanessa E. Thompson and SA Smythe who organized the Blackness in Europe Conference. Vanessa talked about the ways in which Black European Studies are developing and described conferences in Europe where almost all the scholars were African-American, explaining Black Europe to Black Europeans, and they got it wrong because they were drawing from a US framework. Even within that framework we are often talking about a very particular kind of Blackness of people whose genealogies are connected to the enslavement of African people, but there are so many other Black people who are not even recognized, who do not fit into that framework, also in the US. Of course, there are influences of social movements here supporting other movements like the Dalit movement or the Me-Too movement, but that is because local activists are taking it up, not because we are explaining their lives to them.
I was hoping that the article would help us radicals and progressives here to think about what we need to learn from the past so that we can stop going around in the same rut of how to understand problems, organize, strategize, and ultimately to make connections where US folks are not in the dominant positions setting the global agenda for movement building.
Ebola and malaria are killing people in far bigger numbers than corona, and have been for a long time, but we do not pay attention to that. If the virus had concentrated in a country in the Global South, I imagine we would not be paying so much attention to it. I am not saying that lives lost is not serious – but our entitlement as people in the US leads us not to pay attention to the scale of things and the ways in which our frameworks dominate in so many places in the world.

In the article you address how people living in militarized zones are especially affected by the pandemic. Simultaneously, we are witnessing increasingly militarized responses to the pandemic. What are the connections between militarism and the pandemic?

Militarism and hyper-militarization are a major point in the global story of COVID-19. Militarized responses are happening in so many parts of the world. There was a high level of militarization in the first place, but this is yet another reason for surveillance, political repression, and wasting money. For example, the US spends 2.5 billion dollars per day on military expenses – that is little less than half of the daily global military spending. Can you imagine what that money could be spent on?
It is important to see the continuities of colonialism, imperialism, global capitalism, and militarism and militarization. They cannot exist without each other. Of course, there are militias, and armed civilian groups, too, but the state is the only one who can "legitimately" commit violence with impunity – it is built into the formation of the nation-state. Unlike Switzerland or Israel, there is no mandatory



military service in the US. Enlistment is not required in that sense, but it is the poor and working-class young people who end up joining the military as the only viable option. This is referred to as the "poverty draft". It is very significant that the enlisted people in the US military are disproportionately people of color, both women and men. Just like overrepresentation in the prisons there is overrepresentation of poor and working-class young people of color in the military.
In our network we use "disaster militarism"[2] to describe how in disasters the military is first brought out as the savior and then the militarization continues. They are not trained to be humanitarian workers, just the opposite. But militarism is the belief that military response is the best response to anything, which of course creates the most insecurity everywhere. It conveys to ordinary civilians that you must have an enemy, you have to kill them, literally or metaphorically, and power equals domination. Another important piece of this is the eroticization of violence and power which you can even see in popular films. Sexual harassment and rape are part of it, and we know what kind of devastation that creates.

You mentioned that we need to have more transnational participation and engage with each other's concerns: How would you advise us to come together and show solidarity for the people who are living and surviving in these militarized zones?

That is the big question of the epoch. To be honest I don't know. What I mean is, that this is a time to figure out together what we don't know. There are the continuities of the conditions, but this pandemic has exacerbated everything that is already in place. We have to humbly conduct inquiry, trying to understand across different contexts: What is really happening in this moment, what does not make sense to us given our frameworks?
In the short term we need to think about the ways in which we have to come together transnationally and deal with the immediate problems facing us:
How do we address the needs of people who are most affected in material terms right now? What are our roles, particularly as people of relative privilege materially? And what does social solidarity mean in context? What does it mean in Zurich, Vienna, Ahmedabad, or in Berkeley? This isn't an intellectual exercise either. We need to learn about ourselves as well. So, one of the questions I have been asking people, is, what have you learned about yourself as a human being during this pandemic, whatever your identities are?
But we also need to think about the longer term and how to transform the forces that are the roots of the problems. I do not just mean during the pandemic. The activism that we are engaged in, transforming the conditions at the roots, means that it is going to take several lifetimes, because these things were not put in place in forty days. It is centuries of putting people in places of power. And it's been centuries of resistance also. So how do we take seriously what we have learned from resistance movements? What quality of relationships must we commit to creating and what has love got to do with it?

For the anniversary of the Combahee River Collective Statement you shared the article "Until Black Women Are Free, None of Us Will Be Free", by Keeanga Yamatha-Taylor.[3] What does this sentence mean to you today?

I think that sentence is absolutely true. But I want to clarify that we never meant we were the most oppressed. What we said is that we know that our oppression is connected to the societal structures that are raced, classed, and gendered among others. For us to be free, we would have to transform the structures which are differently but nevertheless always racialized and gendered in each location. Until you transform that, liberation will not be possible for everybody. We could become liberated as a group, but dominant structures demand that certain people always be at the bottom. Those bodies are lifting up the First World. That's the nature of how it works.
However, it is not just a matter of transforming and dismantling structures. We also must ask: What is our vision? What are we really trying to create? The answer cannot be "a non-sexist world". It cannot be a negative, it has to be generative. We have to resist what is happening right now, but if that's all we are doing then we are tied into the agenda of the elites. So, we need to resist some, and generate a lot. We need to build our capacity to envision and imagine. Part of oppression is believing that we have no imagination or acting as though we have no imagination and creativity. When her book "Paradise" came out, Toni Morrison wrote: "If you can't imagine it, you can't have it." Thinking about freedom is not just releasing ourselves from yokes of oppression, but we also must ask: Liberation for what purpose? That you can become a hyper-capitalist or supremacist in another way? What kind of beings must we become so we do not end up recreating the same oppression we are fighting against now? Think about the Algerian liberation movement, where women fought alongside men and after independence they were supposed to go "back to the kitchen and do what women are supposed to do". Think about all the post-colonial places, where the new elites ended up recreating the same kinds of things.
It is important to recognize that people like us are always living with contradictions. On the one hand, we are committed to justice and progressive ideals and to our respective ways of being activists in the world or organizers. And on the other hand, we are also bound up in, and benefit from, the systems that we exist in, that are the very sources of the problem for people around the world and within our own contexts. What do we learn from that contradiction? What do we do about it? And who are the "We", ultimately? When does living with contradictions end up making us hypocrites? To whom are we accountable, and for what should we be responsible?

At this point, Margo – whose screen name reads "Prof. Love" – played the song "The Great Turning" by MaMuse for us. We encourage readers to listen to it, too.

Since the beginning of the global lockdowns in March you have been organizing a weekly feminist transnational and transatlantic dance party. How did you come up with the idea and how is dancing connected to the song's call to "lead in love"?

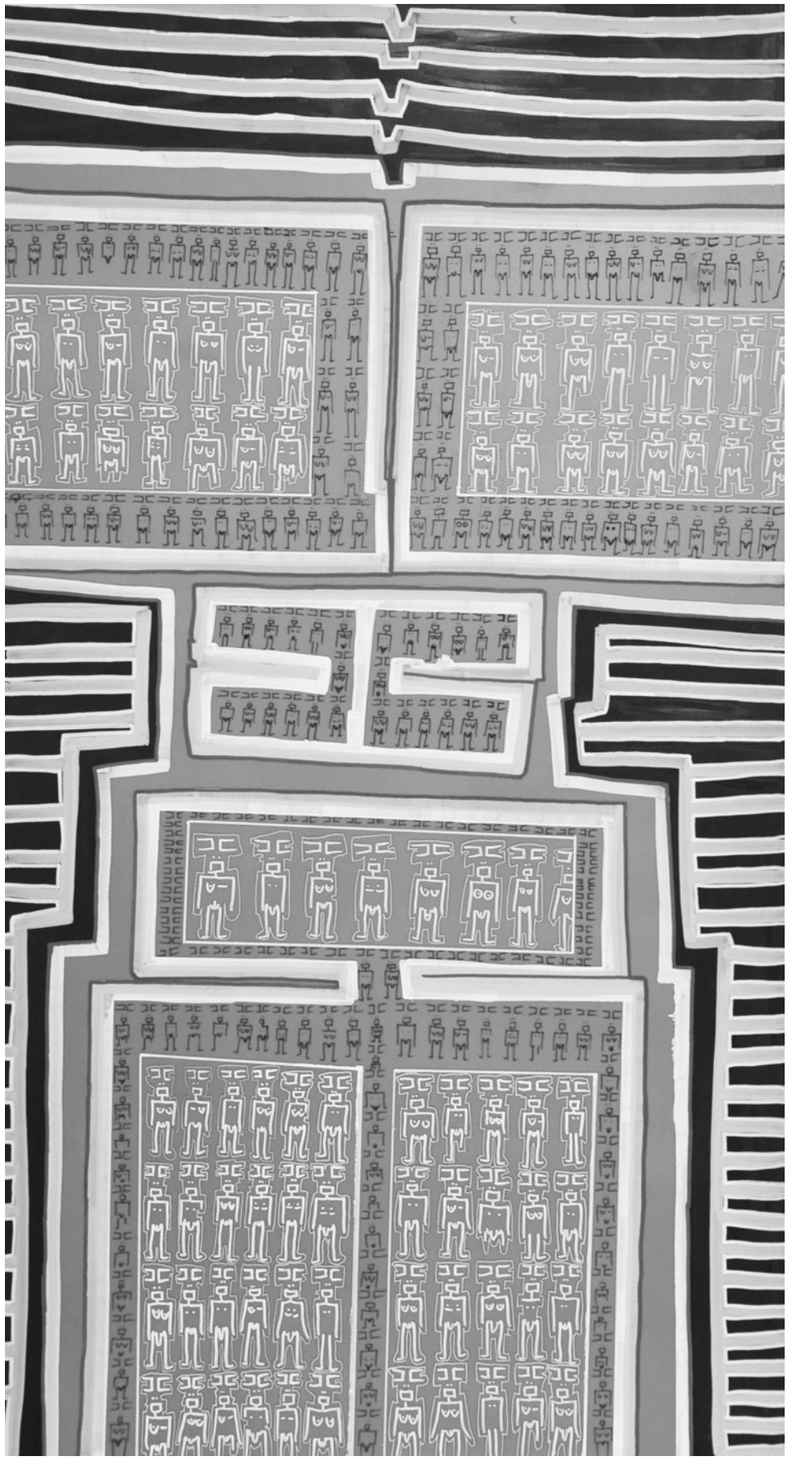
In November 2018, for my 69th birthday, I was hanging out with my friend and she played a song by Shakira for us. I got so excited and just wanted to dance. After that I started dancing everywhere, it just became part of who I am. Together with my friends I decided to organize public dances and it gave me so much joy. Moving my body to music and watching the reactions of people even if they just listened, made me realize it had an impact. When we had to be quarantined and stay in place, I felt it was so important to connect with people. So, that is why Paola Bacchetta and I started an online feminist dance party. I love being the social chair.
The dance party is about love, it is about connection and learning about new music as people are invited to send their music. The only criterion is that it

has to be danceable and dance just means moving our bodies in different ways. We check-in with each other because if we do not know what is happening in each other's lives we cannot offer support in whatever ways we do across time and space. When you are at my memorial, I want people to remember that during COVID I encouraged us to have fun even though things were serious. Forget Combahee, forget all this other stuff – I want to be remembered as somebody who really loved life and really loved people.

Thank you so much for the interview, the conversation, and the songs.

[1]Okazawa-Rey, Margo: The Most Lethal Virus Is Not COVID-19, in: The Spectator, 24. April 2020.
[2]In reference to Naomi Klein's concept of "disaster capitalism".
[3]Taylor, Keeanga-Yamahtta: Until Black Women Are Free, None of Us Will Be Free, in: The New Yorker, 20. Juli 2020

*Anukriti Dixit, M.A., Jovita dos Santos Pinto, lic. phil., and Jonah Garde, Mag., are PhD students who are all part of or associated to the Graduate School Gender Studies at the University of Bern.



Ich studiere Gender Studies!

Timo Righetti studiert Erziehungswissenschaften und Gender Studies an der Universität Bern. Das Bild auf Seite 22 hat er im Einführungsseminar Gender Studies als Leistungsnachweis gemalt.

Im Einführungsseminar der Gender Studies durften die Studierenden einen der Leistungsnachweise frei gestalten, woraufhin ich ein zum Seminarinhalt passendes Bild malte. Dieses Bild hatte zur Zeit seiner Präsentation im Seminar eine spezifische Bedeutung, die mein damaliges Wissen, mein Verständnis und meine Emotionen wiedergibt.

Die einzelnen Elemente und Ebenen des Bildes bekommen ihre Bedeutung in ihren Beziehungen zueinander und den damit entstehenden Wechselwirkungen. Die dominierenden Farben sind Schwarz und Rot, welche als Hintergrund die Brutalität und Gewalt, die mit nicht normkonformen Körpern verknüpft sind, veranschaulichen sollen.

Die erste Ebene und die damit verknüpften Elemente sind die kleinen Schwarzen Figuren. Sie sind die am zahlreichsten vertretenen Elemente des Bildes und zugleich am wenigsten sichtbar. Alle Schwarzen Figuren, mit Körpern, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen und die konstruierte Vorstellung von Normkörpern transzendieren, repräsentieren die marginalisierten Schwarzen Körper, ihre Geschichte und die damit verknüpfte Gewalt und Brutalität, welche in unserer Gesellschaft invisibilisiert werden. Sie sind Ausdruck der, in einem kolonialen Kontext entstandenen, konstruierten rassifizierten Machtdifferenz zwischen weissen und Schwarzen Körpern.

Die grösseren und erkennbareren weissen Figuren bilden das zweite Element. In ihrem Weiss-Sein entsprechen sie der herrschenden Norm und sind gegenüber den Schwarzen Figuren privilegiert. Diese Norm und Privilegien sind als koloniales Konstrukt zu verstehen, welches die Schweiz als weisser Raum imaginiert. Körper und Begehren zu haben, die diese konstruierte Normalität überschreiten, geht einher mit Gewalt, Marginalisierung und Invisibilisierung.

Die grösste und sichtbarste Figur steht im Zentrum und ist das dritte Element. Besagte Hierarchie ist nur möglich, weil alle anderen Elemente klein und schwer erkenntlich sind. In ihr fügen sich alle Elemente zu einem Ganzen zusammen. Sie steht stellvertretend für unsere Gesellschaft und die damit verknüpfte Machtstruktur – und somit für mich selbst als Stellvertreter dieser mythischen Norm.[1] Diese Ordnung der Macht wird durch den maskenartigen Kopf dargestellt. Alle Figuren im Bild besitzen diesen Kopf. Dies zeigt, wie Machstrukturen das Handeln von uns allen beeinflussen und wie diese durch unser Handeln immer wieder auf allen Ebenen reproduziert und neu verhandelt werden.

Doch wer besitzt Macht in unserer Gesellschaft? Wer ist sichtbar? Wer hat eine Stimme und wer nicht? Wer besitzt die Definitionsmacht? Welche Geschichte(n) lernen und kennen wir? Wessen Leben zählen, wessen nicht?

Die Selbstkritik ist auf zweierlei Weise zu verstehen: Zum einen, dass ich als Teil dieser Norm, von den, von mir kritisierten Machtstrukturen profitiere, sie selbst reproduziere und internalisiert habe. Zum anderen als Kritik an diesem Bild per se. Erst diese Machstrukturen und meine damit verknüpften Privilegien erlaubten mir den Besuch der Uni, dieses Seminars, den Kauf des Materials, die Zeit das Bild zu malen, etc.

Die Frage, wie viel Raum ich bekomme, einnehme und wie sichtbar ich bin – verknüpft mit der Tatsache, wer deswegen immer noch weniger Raum hat und unsichtbar bleibt – muss hier aufgeworfen werden und bildet den Schluss dieses Beschriebs.

[1] Lorde, Audre: Age, Race, Class and Sex. Women Redefining Difference, Amherst College, 1980, S. 2: Somewhere, on the edge of consciousness, there is what I call a mythical norm, which each one of us within our hearts knows "that is not me." In America, this norm is usually defined as white, thin, male, young, heterosexual, Christian, and financially secure. It is with this mythical norm that the trappings of power reside within this society.

Diskriminierung und Migration – Eine Analyse bestehender Ungleichbehandlungen im schweizerischen Migrationsrecht

Ein Dissertationsprojekt aus der Graduate School Gender Studies am IZFG.

Alexandra Büchler*

Das schweizerische Migrationsrecht nimmt auf verschiedenen Ebenen Kategorisierungen ausländischer Personen vor. Diese geschehen nicht etwa zufällig, sie verfolgen vielmehr konkrete "öffentliche Interessen" – Sicherheit, Schutz der "nationalen Identität", Wohlstand, Bekämpfung illegalisierter Migration, "Förderung ökonomisch erwünschter Migration",[1] Umsetzung der Menschenrechte und weitere – welche ihrerseits Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung sind. Im Dienste dieser Interessen werden Rechte im nationalstaatlichen Gebilde – abgesehen von der Unterscheidung zwischen Bürger*innen und Nicht-Bürger*innen – entlang des Kriteriums der Anwesenheit auf dem nationalstaatlichen Territorium differentiell verteilt.[2] Je nach Status und juristischer Klassifizierung werden unterschiedliche Rechte gewährt oder verwehrt. Kehrseite dieser Kategorisierungen sind benachteiligende Ungleichbehandlungen. Indem das Recht migrationsrechtliche Ansprüche vom Erfüllen gewisser Voraussetzungen abhängig macht, schränkt es den Zugang zu diesen für bestimmte Personengruppen direkt oder indirekt ein – es schafft Ausgrenzung, differenziert und prekarisiert. Menschen, die migrieren, gelten als "Fremde" und müssen sich beweisen, um Mitglied der "nationalen Gemeinschaft" zu werden. Abhängig von Herkunft, Geschlecht, Religion, Alter, Hautfarbe, Gesundheit, Behinderung, sozialer und ökonomischer Stellung, sexueller Orientierung, Lebensform und weiteren Merkmalen sind sie dabei mit Vorurteilen, Feindlichkeit und strukturellen Nachteilen konfrontiert.[3] Davon betroffen sind sämtliche Phasen der Migration – von der Ankunft, über das Asylverfahren, dem Aufenthalt und der "Integration" bis hin zur Einbürgerung.[4] Dabei fällt auf, dass die Schlechterstellung bestimmter Personengruppen nicht anhand zufälliger Kriterien, sondern entlang von etablierten Diskriminierungsmerkmalen stattfindet. Hinterfragt wird diese Schlechterstellung bis anhin jedoch kaum.

Das Dissertationsprojekt soll aufzeigen, wo und anhand welcher Kriterien das schweizerische Migrationsrecht Kategorisierungen ausländischer Personen vornimmt und inwiefern diese zur Schlechterstellung bestimmter Personengruppen führen. Es soll sodann diskutieren, ob die migrationsrechtliche Differenzierung zwischen verschiedenen Kategorien ausländischer Personen (rechtlich) zulässig ist. Dabei soll unter anderem geprüft werden, ob das geltende Antidiskriminierungsrecht Ansätze bereitstellt, um gegen Diskriminierungen im schweizerischen Migrationsrecht vorzugehen. Vor dem Hintergrund, dass migrationsrechtliche Kategorisierungen an tieferliegende gesellschaftliche Ordnungsmuster anknüpfen, soll abgesehen von einer klassisch juristischen Auseinandersetzung mit der Fragestellung auch auf theoretische Konzepte anderer wissenschaftlicher Disziplinen zurückgegriffen werden. So sollen Ansätze der *critical legal studies* und der *postcolonial studies* aufgegriffen werden. Um die Konsequenzen migrationsrechtlicher Differenzierungen vollständig zu erfassen, wird zudem auf das Konzept der Intersektionalität zurückgegriffen. Dabei soll aufgezeigt werden, inwiefern sowohl das schweizerische Migrationsrecht als auch das geltende Antidiskriminierungsrecht herrschende Machtverhältnisse und gesellschaftliche Vorprägungen widerspiegeln und bestehende Ausgrenzungen reproduzieren und legalisieren sowie gleichzeitig neue Differenzierungen schaffen.

"Indem das Recht migrationsrechtliche Ansprüche vom Erfüllen gewisser Voraussetzungen abhängig macht, schränkt es den Zugang zu diesen für bestimmte Personengruppen direkt oder indirekt ein."

[1]Buckel, Sonja: "Welcome to Europe" – Die Grenzen des europäischen Migrationsrechts, Juridische Auseinandersetzungen um das "Staatsprojekt Europa", Bielefeld 2013, S. 55.
[2]Mecheril, Paul: Politik der Integration. Eine unreinheitstheoretische Kritik, in: von Harbou, Frederik/Markow, Jekaterina (Hg.): Philosophie des Migrationsrechts, Tübingen 2020, S. 373.
[3]Naguib, Tarek: Migration, in: Naguib, Tarek/Pärli, Kurt/Copur, Eylem/Studer, Melanie (Hg.), Diskriminierungsrecht, Handbuch für Jurist_innen, Berater_innen und Diversity-Expert_innen, S. 326.
[4]Ebda.

*Alexandra Büchler, MLaw, ist Juristin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für öffentliches Recht der Universität Bern sowie beim Schweizerischen Kompetenzzentrum für Menschenrechte (SKMR).

Durch Wissenschaft die soziale Diskriminierung in der Arbeitswelt verringern

Christa Nater arbeitet als PostDoc am Institut für Psychologie in der Abteilung Soziale Neurowissenschaft und Sozialpsychologie. Sie befasst sich mit Geschlechterstereotypen und sozialen Ungleichheiten in der Arbeitswelt.

Nora Trenkel*

Christa Naters Werdegang begann mit ihrer Masterarbeit zu den Konsequenzen von Diversitäts-Massnahmen in Stelleninseraten. Seither lässt sie das Thema nicht mehr los: "Zu Beginn hat mich nicht Geschlecht als solches interessiert, sondern die politische Intervention der Frauenquote für Führungspositionen. Doch je mehr ich mich mit dem Thema befasste, desto mehr zeigte sich, wie viele verschiedene Auswirkungen aus der Zugehörigkeit zur Kategorie 'Mann' oder 'Frau' resultieren." Daraus entstand ihr zunehmendes Interesse an den vielfältigen Ungleichbehandlungen aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit, welche sie seither in ihrer Forschungstätigkeit schwerpunktmässig untersucht.

Anwendungsorientierte Wissenschaft

Konkret erforscht Nater mögliche Barrieren und Hindernisse, die Frauen in statushohen, männerdominierten Berufen und Führungspositionen erleben, sowie Schwierigkeiten und Stolpersteine, denen Männer in frauendominierten Berufen, beispielsweise in der Kinderbetreuung, begegnen. Neben dem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn geht es für Nater auch darum, evidenzbasierte Interventionsmöglichkeiten zu finden. "Mir ist wichtig, dass Forschungsergebnisse auch in der Praxis Verwendung finden können und somit der Gesellschaft einen Mehrwert bieten." So will sie mit ihrer Arbeit einen Beitrag dazu leisten, dass es weniger Diskriminierung in der Arbeitswelt gibt und Personen – unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit – ihre Fähigkeiten voll entfalten können. Ihre Forschungsergebnisse treffen auf öffentliches Interesse. Nater beobachtet, dass die Auflösung traditioneller Geschlechterrollen und der Abbau sozialer Diskriminierung in der Arbeitswelt vielen Organisationen und Einzelpersonen ein Anliegen ist – jedoch vielfach das Wissen über mögliche Wege dahin fehlt. Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch politisch interessierte Gesellschaften und Business Schools zeigen reges Interesse an ihren Forschungsergebnissen. Durch entsprechende Vorträge trägt sie zur Wissensvermittlung in einem ausseruniversitären Kontext bei.

Freude an der Forschung

Generell gebe es noch viel zu tun und an offenen Forschungsfragen mangle es nicht, findet Nater. Die Ungleichbehandlung von Frauen und Männern in der Arbeitswelt ist frappant. Sei es die Unterrepräsentation von Frauen in Führungspositionen oder MINT-Berufen, der Gender Pay Gap, oder Männer,

die sich in Care-Berufen regelmässig mit Vorurteilen konfrontiert sehen – diese Verhältnisse beschäftigen die Forscherin. "Jede Generation hat den Auftrag, an den herrschenden Missständen zu arbeiten. Ich sehe es als Aufgabe der Forschung, zum Abbau von Ungleichheiten beizutragen." Sie nimmt diese Überzeugung als Ausgangspunkt für neue Forschungsthemen. So will sie sich in zukünftigen Forschungsprojekten vermehrt mit dem Einfluss der Organisationskultur auf das Verhalten von Männern und Frauen im Arbeitskontext befassen. "Forschung erachte ich als einen guten Weg, um die dazu notwendigen Diskussionen objektiv und faktenbasiert zu gestalten." Grundlagen zu liefern, auf denen anschliessend sachliche Diskussionen aufbauen können, ist für Nater eine zentrale Motivation. Doch nicht zuletzt ist es auch die Freude daran, Neues zu entdecken, die die Wissenschaftlerin antreibt. Fragestellungen zu formulieren, diese zu bearbeiten, und dadurch zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, bereitet ihr grosse Freude. Gemeinsam mit der Überzeugung, zum Diskurs über soziale Diskriminierung beitragen zu können, bildet dies die Basis ihrer Tätigkeiten in der Wissenschaft.

*Nora Trenkel, M.A., ist Doktorandin am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern und war bis im August 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG.

Frauen in der Landwirtschaft

4. Internationale deutschsprachige Tagung an der Universität Bern.
Aufgrund der COVID-19-Lage verschoben auf Frühling 2022.

Elisabeth Bäschlin*

In der Schweiz, in Österreich, Deutschland und dem Südtirol gilt der 'bäuerliche Familienbetrieb' als Basis der Landwirtschaft, in dem Frauen seit jeher eine bedeutende Rolle spielen. Im Familienbetrieb, wo Betrieb, Haushalt und Familie eng miteinander verknüpft sind, wird offensichtlich, wie sehr Produktions- und Reproduktionsarbeit einander bedingen und gegenseitig beeinflussen. Daher haben wirtschaftliche Veränderungen wie Globalisierung und Marktöffnung in der Landwirtschaft eine starke Wirkung auf die bäuerliche Familie – und auf die Stellung der Frauen. Zudem hinterlassen gesellschaftliche Veränderungen wie Individualisierung oder Emanzipation ihre Spuren im Unternehmen.
.
Im Kontext des landwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturwandels übernehmen Frauen immer mehr und neue Aufgaben und Funktionen: Einige leiten eigene Betriebszweige, andere den ganzen Betrieb, wieder andere verwirklichen sich in ihrem bisherigen Beruf und tragen auf diese Weise zum Einkommen bei. Diese Veränderungen haben eine grosse Dynamik in landwirtschaftliche Betriebe gebracht, traditionelle Rollenvorstellungen, Arbeitsteilung und Identität werden zunehmend in Frage gestellt. Sie bringen auch Risiken mit sich: Zusätzliche Arbeitsbelastung kann zu Überlastung mit entsprechenden Konsequenzen führen, Burnout oder Suizid treffen auch bäuerliche Familien.

Vielen Frauen in der Landwirtschaft fehlt noch immer eine substantielle Anerkennung ihrer Arbeit in Unternehmen und Familie: Noch immer werden zahlreiche Bäuerinnen als "nicht erwerbstätig" betrachtet, haben keinen Lohn, keine genügende soziale Absicherung und keinen Anspruch auf eine eigenständige Altersvorsorge. Im Falle von Ehescheidung, Invalidität oder im Alter hat dies teilweise gravierende Auswirkungen für die Frauen.

Neben diesen familiären Herausforderungen sehen sich Frauen (und Männer) in der Landwirtschaft auch auf anderen Ebenen mit Schwierigkeiten konfrontiert: gestiegene und teilweise widersprüchliche Ansprüche von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft an die Landwirtschaft, etwa die Forderung nach möglichst günstigen, aber ökologisch produzierten und gesunden Nahrungsmitteln oder das Verbot von Pestiziden in der Landwirtschaft, aber nicht im urbanen Schrebergarten. Andere Ansprüche widersprechen den individuellen Bedürfnissen und Rollenvorstellungen der Bäuerinnen, Landwirtinnen und Landwirte: So steht die gesellschaftlich verlangte landschaftspflegerische Funktion der Landwirtschaft oft im Widerspruch zum bäuerlichen Selbstverständnis als ProduzentInnen von Nahrungsmitteln.

Wie gehen die Frauen in der Landwirtschaft mit diesen Herausforderungen um und wie können sie auch politische Prozesse beeinflussen und mitbestimmen?

Ziel der Tagung

Mit der Tagung wird eine Möglichkeit zu einem breiten Wissens- und Erfahrungsaustausch geboten zwischen Bäuerinnen und Landwirtinnen, Forscherinnen und Forschern aller Disziplinen an Universitäten, Fachhochschulen und anderen Forschungsinstitutionen, Beratungs- und Lehrpersonen der bäuerlichen Hauswirtschaft und Landwirtschaft, VertreterInnen aus Politik und Verwaltung, kurz für all jene, die sich in Theorie und Praxis für die Situation der Frauen in der Landwirtschaft und deren Entwicklung interessieren.

Die Probleme der Landwirtschaft haben eine nationale Komponente, vieles macht aber nicht an der Landesgrenze halt. Wie wertvoll ein Austausch unter den deutschsprachigen Ländern sein kann, haben die drei vorangegangenen Tagungen gezeigt (2011 in Bern; 2013 in Wien; 2017 in Schwäbisch Hall/Bayern).

Organisation, Programm und Anmeldung

Diese vierte internationale deutschsprachige Tagung "Frauen in der Landwirtschaft" an der Universität Bern wird organisiert von Elisabeth Bäschlin, Geographisches Institut Universität Bern (GIUB), Gruppe Sozial- und Kulturgeographie (Prof. Carolin Schurr), Dr. Sandra Contzen, Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften (HAFL), Zollikofen, Ruth Moser, AGRIDEA (Entwicklung der Landschaft und des Ländlichen Raums), Lindau, und Barbara Thörnblad Gross, Inforama Kanton Bern, Zollikofen. Weitere Informationen sind unter dieser Website zu finden: www.geography.unibe.ch/frauenlandwirtschaft.

*Elisabeth Bäschlin, lic.phil.II, ist assoziierte Forscherin am Geographischen Institut der Universität Bern und Mitorganisatorin der Tagung "Frauen in der Landwirtschaft".

Gender-Facts an der Uni Bern

Die neue Rubrik Gender-Facts beleuchtet uniinterne Erneuerungen, Errungenschaften, Altbewährtes und Schnellschüsse auf die Gender-Kompatibilität.

Krisenmanagement an der Uni Bern ist männlich (--)

Während der ersten Monate des Ausbruchs der Pandemie in der Schweiz wurden kritische Stimmen laut, die monierten, dass in Krisenzeiten das Wort allzu häufig cis Männern erteilt wird (bspw. "Wo sind die Expertinnen? In der Corona-Krise äussern sich öffentlich fast ausschliesslich Männer", SRF2 Kultur kompakt, 01.05.20). Auch die Uni Bern scheint in Krisen hauptsächlich auf die Entscheidungskompetenz von Männern zu setzen. Der Krisenstab setzt sich aktuell aus neun Männern und einer einzigen Frau zusammen: Rektor Christian Leumann, Verwaltungsdirektor Markus Brönnimann, Vizerektor Lehre Bruno Moretti, Vizerektor Forschung Daniel Candinas, Generalsekretär Christoph Pappa, Leiter Kommunikation & Marketing Christian Degen, Leiter Fachstelle Risikomanagement Urs Zehnder, Leiter Betrieb und Technik Erich Zahnd, Leiter ID Urs von Lerber und Leiterin Personal Barbara Engel (in dieser Reihenfolge auf der Website aufgeführt).

(Quelle: www.unibe.ch/coronavirus/informationen_zum_krisenstab, Zugriff: 06.08.20)

Zwei Frauen im Vizerektorat (+/-)

Erstmals in der Geschichte der Universität Bern sind ab dem 1. August 2021 zwei Frauen – neben drei Männern – im Rektorat vertreten. Als zweite Vizerektorin neben Silvia Schroer (Vizerektorin Qualität) tritt nächstes Jahr Virginia Richter (Vizerektorin Entwicklung) ihr Amt an. Der Rektor Christian Leumann wird zudem von Daniel Candinas (Vizerektor Forschung) und Fritz Sager (Vizerektor Lehre, auch neu ab 1. August 2021) unterstützt. Die aktuelle Vizerektorin Silvia Schroer ist nach der Pionierin Doris Wastl-Walter erst die zweite Frau im Rektorat.

(Quelle: Medienmitteilung Universität Bern, 2. Juli 2020)

Administrative Anpassung für trans Menschen (+/-)

Studierende, Doktorierende und Mitarbeitende der Universität Bern, welche sich im Transitionsprozess befinden (oder einen hinter sich haben), haben die Möglichkeit, Vorname und Geschlechtseintrag (begrenzt auf m oder w) administrativ anzupassen. Universitäre Diplome können nach einer amtlichen Anpassung rückwirkend neu ausgestellt werden. Laut der Abteilung für Gleichstellung funktioniert die Umsetzung dieser Regelung gut und niederschwellig. Allerdings steigt der Bedarf für nonbinäre Anpassungen (Menschen, die sich nicht den Kategorien männlich oder weiblich zugehörig fühlen). Hierfür fehlt bisher eine Handhabung an der Uni Bern.

(Quelle: www.unibe.ch/universitaet/portraet/selbstverstaendnis/gleichstellung/schwerpunkte/transidentitaet, Zugriff: 06.08.20)

Streaming von LGBTQ-Filmen (++)

Neu bietet die Universitätsbibliothek Bern die Streaming-Plattform AVA an, über die jährlich um die 300 Arthouse-Filme gestreamt werden können. Das Angebot beinhaltet neben Spielfilmen auch Dokumentar- und Kurzfilme, vorwiegend aus den 2010er Jahren. Erfreulicherweise werden auch diverse Filme zum Thema LGBTQ angeboten. Für Studierende und Uni-Mitarbeitende zugänglich unter: ub.bern.ava.watch

(Quelle: Informations-Mailing UB Bern, 4. Mai 2020)

30 Jahre Abteilung für Gleichstellung an der Universität Bern

Zum 30-jährigen Bestehen der Abteilung für Gleichstellung (AfG) an der Universität Bern sprachen Claudia Willen und Lilian Fankhauser, die Co-Leiterinnen der Abteilung, mit Stefanie Brander, der Gründerin und ersten Leiterin der Abteilung für Frauenförderung, wie die AfG bis 1998 hiess.

Gaia Fortunato* und Joel Schaad**

Die ersten bewegten Jahre

Die institutionalisierte Gleichstellungsarbeit an der Universität Bern ist auf eine Petition von Studierenden zurückzuführen. "Die Stieftöchter der Alma Mater" hiess die Gruppierung, welche 1988 auf die mangelnde Umsetzung des in der Verfassung verankerten Gleichstellungsartikels an der Universität aufmerksam machte. Schon ein Jahr später reichte sie eine Petition zuhanden der Universitätsleitung ein. Die Petition forderte eine Untersuchung über die Situation der Frauen an der Universität. Keine zwei Monate später wurde auf Antrag der Erziehungsdirektion die "Abteilung für Frauenförderung" geschaffen, die vorläufig eine Historikerin und eine Germanistikstudentin leiteten. Die bereits existierende gesamtuniversitäre Kommission für Frauenförderung erarbeitete das Stellenprofil für die zukünftige Leiterin der "Abteilung für Frauenförderung". Die AfF war somit die erste Stelle für Frauenförderung an einer Schweizer Hochschule, welche nicht ehrenamtlich tätig war.

Die ersten Jahre der AfF waren geprägt vom bisweilen schwierigen Aufbau der Stelle: Mit einer Leiterin, einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin und einer Sekretariatsstelle wurden die Themen rund um Frauenförderung, Mentoring, Beratung und Vereinbarkeit von Beruf und Familie bearbeitet. Der Aufbau und die Führung der Abteilung verlangten grosse und unermüdliche Vernetzungsarbeit und politisches Fingerspitzengefühl. So war ein Grundstein des Erfolgs sicher die Ausarbeitung des Gleichstellungsreglements 1995, das bis heute praktisch unverändert die Grundlage bildet für die Chancengleichheit an der Universität Bern. Stefanie Brander beschreibt das Reglement als "Coup", der dank der juristischen Expertise der damaligen AfF-Mitarbeiterinnen sowie der Unterstützung der Erziehungsdirektion, aber auch des Rektors, zustande kam. Die AfF hat mit ihrer Strategie der Vernetzung von engagierten Personen sowie der Zusammenarbeit mit der Gleichstellungskommission wichtige und wegweisende Ziele erreicht. Noch ist die Arbeit aber nicht getan.

1998 wurde der Name in "Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern" geändert. Keine zwei Jahre später gab es ein neues "Zauberwort" in der Frauenförderung und Gleichstellung: Gender Mainstreaming. Daraufhin entstand die Diskussion, die Abteilung erneut umzubenennen – und zwar in "Abteilung für Gender Mainstreaming". Gender Mainstreaming bedeutet, eine gleichstellungspolitische Sicht in allen Bereiche und Ebenen zu berücksichtigen. Die damalige Leiterin Barbara Lischetti argumentierte vehement gegen eine Namensänderung. Die Universität Bern verfolgte in ihrer Gleichstellungsarbeit bereits den Gender-Mainstreaming-Ansatz, welcher "einen unabdingbaren Bestandteil jeglicher erfolgreichen Gleichstellungspolitik" ist. Vor allem betonte sie das Problem des Top-down-Prinzips, da es viele Bereiche gäbe, in welchen die Berücksichtigung von Frauen noch nicht selbstverständlich sei und explizit gefordert und gefördert werden müsse.

Vom Dauerbrenner zur Erfolgsgeschichte

Nach der Gründung der Abteilung waren Kinderkrippen der Dauerbrenner. Es gab damals lediglich 23 Plätze an der ganzen Universität. Unter dem Motto "Nachwuchsförderung fängt beim Nachwuchs an" wurde 1994 der Förderverein Universitätskrippe Bern gegründet. Was kurz vor der Jahrhundertwende noch immer wie ein Dauerbrenner aussah, wurde 1999 zur Erfolgsgeschichte. Dank dem "Bundesprogramm Chancengleichheit" konnten die finanziellen Probleme gelöst und die Platzzahl um ein Mehrfaches erhöht werden.

Ein weiterer Meilenstein auf dem Weg zu einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie war 2012 die Gründung der Dachorganisation Kinderbetreuung Hochschulraum Bern (KIHOB). Die Stiftung KIHOB vereint die Kinderbetreuungsangebote für Angehörige der Berner Hochschulen (Universität, PH, FH) und kann nebst Kitaplätzen hochschulspezifische, flexible Angebote wie Sitzungs- und Kongressbetreuung oder Notfallbetreuung bei Krankheit anbieten. Trotz dieses Erfolgs will sich die AfG nicht vereinnahmen lassen: Gleichstellung heisst eben nicht, es Frauen durch Anpassungsleistungen zu ermöglichen, in einem männergeprägten Umfeld "fit" zu werden. Stattdessen geht es darum, durch Veränderung und mit politischen Forderungen ebendieses Umfeld für alle fair zu gestalten.

Einsitz in Ernennungskommissionen

Nach internationalem Vorbild wurde bereits 1991 ein System geschaffen, das bisher nur wenige Universitäten in der Schweiz kennen: Eine Mitarbeiterin der AfG hält Einsitz in die Anstellungskommissionen für Professuren und schreibt für die Universitätsleitung einen Mitbericht. Das Ziel dabei ist, ein faires, transparentes Anstellungsverfahren zu garantieren. Für die Kandidatur sollen Frauen und Männer gleichermassen berücksichtigt werden. So ist denn auch die Akzeptanz für dieses Instrument der AfG stets hoch geblieben, denn die AfG fördert damit nicht nur die Gleichstellung von Frauen und Männern auf der Ebene der Professuren, sondern trägt zur Sicherstellung eines funktionierenden Wissenschaftssystems bei.

Kurs- und Beratungsangebot

Seit ihrer Gründung bietet die AfG Kurse, Coachings und Beratungen an. Ein Teil der Kurse richtet sich an Frauen*, der andere ist offen für alle Geschlechter. Die AfG bietet Beratungen in gleichstellungsrelevanten Fragen an und ist damit Anlaufstelle für Universitätsangehörige, die sich aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert fühlen.

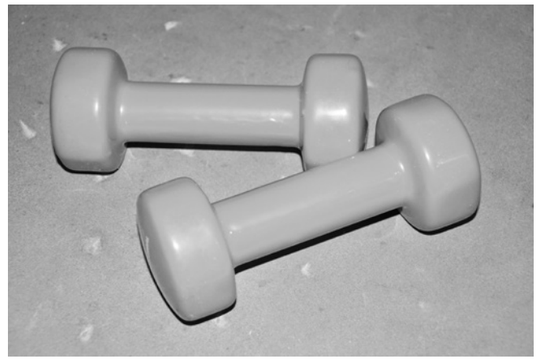
Ein neueres Angebot ist seit 2017 das Karriereförderungsprogramm COMET (Coaching, Mentoring, Training für Wissenschaftlerinnen). Es richtet sich an weibliche Postdocs und bietet ein individuelles Mentoring für die jeweils 20 Teilnehmerinnen pro Jahr. Der Erfolg des Mentorings spricht für sich: Aufgebaut und betreut von der AfG ist es Teil der universitären Strategie 2021.

Mehr zu den Kursen und dem Beratungsangebot der AfG findet sich auf der Website: www.gleichstellung.unibe.ch.

Ausblick: Ziele damals und heute

Die AfG ist heute nicht mehr dieselbe wie vor 30 Jahren. Was mit einem winzigen Team begonnen wurde, führen heute zwei Co-Leiterinnen, eine Sekretärin, drei wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, eine Praktikantin und ein Hilfsassistent fort. Dass es die AfG nach 30 Jahren nicht mehr braucht, wie Stefanie Brander es sich damals erhofft hatte, hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil: Die AfG will weiterhin im Grossen und im Kleinen Wirkung zeigen, indem sie laut und sichtbar auf Ungerechtigkeiten aufmerksam macht und den Dialog innerhalb der Universität sucht, um Verbesserungen zu erarbeiten. Die universitäre Gleichstellungsarbeit soll sich weiterentwickeln in Struktur und Fokus, um etwa auf die Forderung nach feministischer Führung als einer Führung ohne Hierarchien eingehen zu können, oder auf die Problematik der Diskriminierung und sexuellen Belästigung, die nach wie vor viel zu wenig angeprangert werden.

Die AfG kann nach langem, unermüdlichem Einsatz für die Gleichstellungsarbeit in den 1990er Jahren und dem fortwährenden Engagement in Einstellungskommissionen, bei Betreuungsangeboten und Coachings weitere Projekte bearbeiten: Die Koordination der Angebote an der Uni Bern für den Nationalen Zukunftstag für Schüler*innen, die Erarbeitung des 120%-Care Grants für Postdoktorand*innen, die Auszeichnung mit dem Prix Lux, die Better-Science-Initiative.



Heute, 20 Jahre nach der Diskussion über die Namensänderung zu "Gender Mainstreaming", ist erneut eine Diskussion im Gange. Die AfG will sich nicht nur für die Gleichstellung von Frauen und Männern einsetzen, sondern Chancengleichheit in einem breiteren Kontext denken. Diversitätskategorien wie Alter, physische und psychische Beeinträchtigung oder soziale und ethnische Herkunft sollen als Analysekategorien in die Arbeit der AfG miteinfliessen. Chancengleichheit als neues Querschnittsthema in der Gleichstellungspolitik? Vor allem sollen Mehrfachdiskriminierungen durch eine intersektionale Perspektive erkannt und bekämpft werden. Die AfG ist weiterhin da, um einen Kulturwandel zu unterstützen, hin zu mehr Chancengleichheit an der Universität Bern.

*Gaia Fortunato, B.A., studiert Politikwissenschaften und Gender Studies an der Universität Bern und ist Praktikantin bei der Abteilung für Gleichstellung.
**Joel Schaad, B.A., studiert Englisch und Kunstgeschichte an der Universität Bern und ist Hilfsassistent bei der Abteilung für Gleichstellung für die Better Science Initiative.

RÄTSEL

Denksport

In jeder Ausgabe der Zeitschrift *genderstudies* präsentieren wir Ihnen ein Rätsel, mal mehr, mal weniger passend zum Schwerpunktthema. Wärmen Sie sich auf und legen Sie los.

Wer bin ich?

Unterwegs bin ich meistens in Begleitung von vier Anderen. Ich verbringe die Zeit meistens abseits im Dunkeln. Wenn meiner Begleitung etwas zustösst, dann trete ich in Erscheinung. Wer bin ich?

Hasenrennen

Acht Hasen wollen gemeinsam um die Wette laufen. Wie viele Rennen müssen sie mindestens veranstalten, damit jeder Hase mindestens einmal schneller im Ziel war als jeder andere Hase?
Tipp: Man muss das Rennen nicht gewinnen, um schneller als der Letzte zu sein.

Lauf! Lauf!

Welches Wort endet auf "...lauflauf"?

Bergsteigen

Joan will einen Berg besteigen, der 600 Meter hoch ist. Jeden Tag überwindet sie dabei 60 Höhenmeter. In der Nacht schläft sie allerdings sehr unruhig und kullert wieder 40 Höhenmeter hinab. Nach wie vielen Tagen erreicht Joan die Spitze des Berges?

Ende

Gesucht ist ein Wortende, welches mit folgenden Wortanfängen jeweils zusammen ein sinnvolles Wort ergibt:

B...
Fl...
Sch...
Tr...
Z...

Lösung auf Seite 33.
Quelle: www.denksport-raetsel.de

Q&A

Frag Dr. Gender!

Was ist der Ursprung des Patriarchats? Warum verdienen Frauen für dieselbe Arbeit weniger als Männer? Wieso darf ich nicht oben ohne in die Schule? Regelmässig erreichen solche und ähnliche Fragen das IZFG. In der neuen Rubrik "Frag Dr. Gender!" beantworten Mitarbeiter*innen aus dem IZFG-Team einige davon.

Brennt auch dir eine Frage rund um die Kategorie Geschlecht unter den Nägeln? Gibt es etwas, das du gerne beantwortet haben möchtest? Dann zögere nicht und schick uns deine Frage mit dem Betreff "Dr. Gender" an: izfg-info@izfg.unibe.ch. In jeder Zeitschriftenausgabe drucken wir eine Auswahl der Fragen und die entsprechenden Antworten ab – wenn gewünscht, selbstverständlich anonymisiert.

Den Auftakt zur neuen Serie macht Lukas (8 Jahre):

Warum durften Frauen und Kinder zuerst von der Titanic fliehen?

"Eine interessante Frage. Wir haben uns extra ein wenig informiert und herausgefunden: Als die Titanic zu sinken begann, gab der Kapitän den Befehl, Frauen und Kinder zuerst in die Rettungsboote steigen zu lassen. Damals, vor über 100 Jahren, fand man, dass Frauen und Kinder schwächer seien und dass Männer sich besser selber helfen können als sie. Die meisten Kapitäne handelten dementsprechend, aber nicht alle. Ein Gesetz gab es dazu nicht. Heute sieht das ein wenig anders aus. Die Regel lautet jetzt: die Schwächsten und Anfälligsten zuerst – nämlich Kinder, Alte und Personen mit einem Handicap. Dass Kinder immer noch bevorzugt behandelt werden, ist klar, sie können sich nicht selber retten. Und es ist auch nachvollziehbar, dass man älteren Menschen und solchen mit einer Beeinträchtigung helfen muss. Interessant ist, dass man Frauen heute zutraut, sich selber zu retten, genauso wie den Männern auch. Das hat sich seit dem Untergang der Titanic geändert."

Der vorliegende Text ist am 11. November 2019 im Migros-Magazin unter der Rubrik "Kinderfragen", S. 83, veröffentlicht worden.

"Wir hatten Angst, dass das Lesbischsein zum Karrierekiller werden könnte."

Corinne Rufli, Marianne Meier, Monika Hofmann, Seraina Degen, Jeannine Borer:
"Vorbild und Vorurteil. Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen"
2020, Hier und Jetzt

Seraina Graf*

"Frauen sind emotional, umsorgend, nachgiebig und rücksichtsvoll. Harte sportliche Kämpfe sind deshalb nichts für das zarte Geschlecht", "Spitzensportlerinnen sind Mannsweiber" oder "Frauenfussball wird von Lesben dominiert", solche Vorurteile sind leider heute immer noch gängig. Um gegen diese anzukämpfen, hat sich ein Schweizer Autorinnenquintett im Jahr 2017 entschieden, ein Portraitbuch über lesbische Spitzensportlerinnen zu schreiben. Im April 2020 ist dieses erste Buch seiner Art mit dem Titel "Vorbild und Vorurteil. Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen" erschienen. Vorgestellt werden 28 Spitzensportlerinnen unterschiedlichen Alters und aus diversen Sportarten. Von jeder Sportlerin findet sich zudem ein aktuelles Portraitbild sowie Sportfotos aus der Aktivzeit.

"Die Erzählungen der aktiven und ehemaligen Athletinnen laden ein, in neue Welten einzutauchen."

In den Portraittexten erzählen die Topsportlerinnen über ihre Karriere im Spitzensport und wie sich ihre sexuelle Orientierung auf ihr Leben ausgewirkt hat. Die Erzählungen der aktiven und ehemaligen Athletinnen sind ergreifend und laden ein, in neue Welten einzutauchen. Das Buch liest sich wie ein Roman, bloss mit dem Unterschied, dass es sich um wahre Geschichten handelt. Die Vielfalt der porträtierten Frauen zeigt auf: Homosexualität gibt es auch im Spitzensport und zwar in allen Disziplinen. Lesbische Sportlerinnen gibt es nicht nur beim Boxen oder Fussball, sondern auch im Tanz, Marathon und Volleyball. Dennoch hat man bis zur Veröffentlichung dieses Buches von kaum einer Topathletin gehört, die bisexuell oder lesbisch sei. Auch heute haben noch viele lesbische Spitzensportlerinnen Angst vor einem Outing, weil sie befürchten, dass sie ihre Sponsoring-Verträge verlieren und dies ihre Karrieren vorzeitig beenden würde. Diese Furcht teilte auch die Bobfahrerin Katharina Sutter: "Wir hatten Angst, dass das Lesbischsein zum Karrierekiller werden könnte." Von einigen lesbischen Spitzensportlerinnen haben die Autorinnen auch Absagen bekommen. Die Gründe dafür waren unterschiedlich. Vereinzelte haben sich vor ihren Familien und der Öffentlichkeit noch gar nicht zu outen gewagt. Andere argwöhnten, dass sie auf ihre Sexualität reduziert würden, oder befürchteten, dass der Frauensport durch ein solches Buch Schaden nehmen und das Vorurteil bestätigen würde, Frauen im Leistungssport seien lesbisch. Diese Befürchtungen zeigen: Homosexualität im Spitzensport wird leider immer noch als befremdlich und nicht normal angeschaut. Etwas für das man sich entschuldigen oder verstecken muss. Viele der Schweizer Spitzensportlerinnen mussten zuerst ihre Heimat verlassen und aus dem gewohnten Umfeld ausbrechen, bevor sie zu ihrer Sexualität stehen konnten. Ihnen haben in der Schweiz die Vorbilder gefehlt, die es ihnen erleichtert hätten, so zu sein, wie sie sind. "Als Kind und Jugendliche hatte ich niemand, mit dem ich darüber sprechen konnte. Es gab in der Öffentlichkeit und vor allem im Sport keine Person, die dazu stand, lesbisch oder schwul zu sein", berichtet die Fussballerin Lara Dickenmann.

Für einige der erzählenden Frauen war der Umgang mit ihrer sexuellen Ausrichtung sehr schwer und sie haben lange mit sich und ihrem sozialen Umfeld gehadert. So meinte einmal eine Teamkollegin der Handballspielerin Rosmarie Oldani: "Knirps, hör zu, wir denken, dass du dir das noch mal überlegen solltest mit dem Lesbischsein." Auch die OL-Läuferin Tyna Fritschy fühlte sich in der OL-Szene als Aussenseiterin. Das Lesbischsein lag ausserhalb des Vorstellungsvermögens ihrer Sportkolleginnen. Für andere lesbische Spitzensportlerinnen war hingegen der Umgang mit ihrer Sexualität viel einfacher, weil sie auch ein Umfeld hatten, welches sie darin unterstützte. So war es auch für die Judokämpferin Evelyne Tschopp weniger schwer, zu ihrer Sexualität zu stehen, weil es zu dieser Zeit in der Judoszene bereits eine geoutete Lesbe gab.

Dieses Buch deckt unzählige Vorurteile auf und schenkt uns neue Vorbilder. Gratulation und herzlichen Dank an das Autorinnen-Team, welches die Problematik aufgegriffen hat, und an all die lesbischen Spitzensportlerinnen, die den Mut gefasst haben, uns von ihrer Geschichte zu erzählen. Ein solches Buch war bitter nötig. Lassen wir uns von diesen bereichernden, horizonterweiternden Erzählungen inspirieren und unsere Vorurteile abbauen. Oder wie es die Autorinnen treffend schreiben: "Auf dass wir alle mehr Vorbilder haben – und weniger Vorurteile!"

*Seraina Graf, BLaw, ist Hilfsassistentin am IZFG im Bereich Menschenrechte und Diskriminierung. Im Master studiert sie an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern.

Leistungsklassen und Geschlechtertests

Die heteronormative Logik des Sports

Karolin Heckemeyer
2018, transcript

Der Sport ist bis heute eine Sphäre männlicher Dominanz und heteronormativer Geschlechtervorstellungen. Das zeigt die anhaltende Debatte über Geschlechtertests im Leistungssport ebenso wie die deutliche Unterrepräsentanz von Sportlerinnen in den Medien. Aus einer praxistheoretischen Perspektive zeigt Karolin Heckemeyer, wie sich diese heteronormativ-hierarchische Ordnung in Bestimmungen internationaler Sportorganisationen und in Auseinandersetzungen von Athletinnen mit den Regeln des Sports (re-)produziert und legitimiert. Die Leistungsklasse Geschlecht erweist sich dabei als eine Struktur, die es für zukünftige Visionen eines geschlechterinklusiven Sports kritisch zu hinterfragen gilt.

Sport & Gender – (inter) nationale sportsoziologische Geschlechterforschung

Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven

Gabriele Sobiech, Sandra Günter (Hrsg.)
2017, Springer

Die Herausgeberinnen des vorliegenden Sammelbandes präsentieren sportwissenschaftliche Forschung mit Rückbindung an theoretische Ansätze der soziologischen Geschlechterforschung. Die sportwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung wurde von jeher stark von der angloamerikanischen Forschung beeinflusst und im europäischen Raum durch internationale Ansätze und Kooperationen geprägt. Dies wird auch in dem vorliegenden Sammelband deutlich, sodass einige der internationalen Beiträge in englischer Sprache verfasst sind. Der Band richtet sich daher an deutschsprachige, aber auch an englischsprachige Wissenschaftler*innen und Studierende, die sich für die Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft interessieren. Ebenso können Trainer*innen und Sportlehrkräfte für ihre praktische Arbeit theoretische Anregungen zur Bedeutung von Geschlechterkonstruktionen in Sport und Sportunterricht erhalten. Denn die grundlegende Fragestellung aller Beiträge lautet: Welche Relevanz hat Geschlecht, insbesondere auch in der Verflechtung mit anderen Kategorien, als Dimension sozialer Ordnung im Feld des Sports?

Wer bin ich?
Reserverad im Kofferraum

Hasenrennen
Mindestens 2: Die Reihenfolge, in der die Hasen das Ziel erreichen, muss beim zweiten Rennen genau anders herum sein als beim ersten Rennen: ABCDEFGH - HGFEDCBA

Lauf! Lauf!
Nudelauflauf

Bergsteigen
Innerhalb der ersten 27 Tage überwindet Joan 540 Höhenmeter. Am 28. Tag schafft sie es bis zur Spitze.

Ende
"aum"

Interdisziplinäres Zentrum
für Geschlechterforschung
der Universität Bern
Mittelstrasse 43
CH–3012 Bern
T 0041 31 631 53 58
www.izfg.unibe.ch

UNIVERSITÄT
BERN